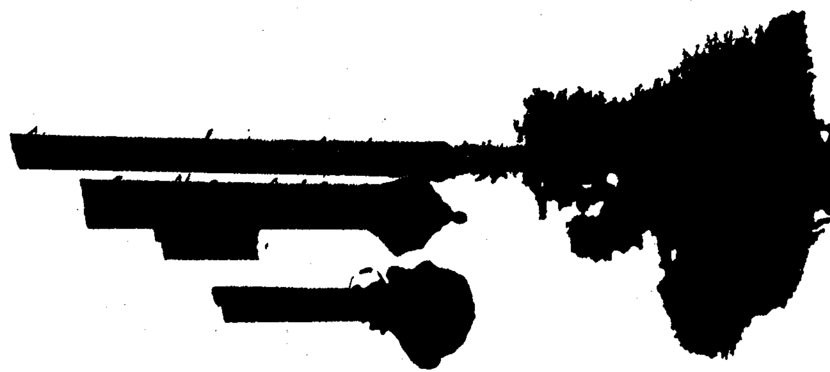

COLEMANS KLEINE BIOGRAPHIEN
Tirpitz
VON ALBERT SCHEIBE



COLEMANS KLEINE BIOGRAPHIEN - HEFT 45

HERAUSGEGEBEN

VON DR. FRITZ ENDRES, LÜBECK

Tirpitz

VON FREGATTENKAPITÄN A. D.

ALBERT SCHEIBE, BERLIN

[illegible] 1934 [illegible]

[illegible] UND VER[illegible] CHARLES COLEMAN

Umschlag-Zeichnung von [illegible] Thienhaus, Lübeck.

Inhalt:

Vorwort

Um die Jahrhundertwende wurde das Deutsche Kaiserreich vor die Frage gestellt, ob es für das kraftvoll über seine kontinentalen Grenzen hinausstrebende Deutschtum Lebensraum in der Welt schaffen und sichern, oder ob es darauf verzichten sollte, an der anhebenden Geschichte der Ozeane teilzuhaben. Alfred Tirpitz wies Deutschland den Weg in die Welt, weil er an die Berufung seines Volkes glaubte. Er wagte das große Spiel. Es mißlang, weil in der Schicksalsstunde des Reiches der politischen Führung der Blick für das Wesentliche und der Wille fehlten, das Höchste zu wagen und so das Höchste zu gewinnen. — Die Tore der Welt sind zugeschlagen. Will die deutsche Nation sich und ihre Zukunft nicht aufgeben, so wird sie Tirpitzschen Geist, seinen Willen zur nationaler Macht und Geltung und seinen Mut zur Selbstbehauptung als Weltvolk bewahren müssen, trotz allem.

Berlin, den 23. Dezember 1933.

Persönliches und Persönlichkeit

Die Tirpitz sollen aus Schlesien stammen und früher Czern von Terpitz geheißen haben. Der Überlieferung nach verloren sie im siebenjährigen Krieg ihr Vermögen, legten ihren Adel ab und zogen in die Mark Brandenburg. Der Urgroßvater des Großadmirals, früher Stabstrompeter bei dem Neumärkischen Dragoner-Regiment Nr. 3, lebte in angesehener Stellung als Salzfaktor in Arnswalde. Großvater und Vater hatten einen guten Namen als Juristen. In der mütterlichen Familie Hartmann waren Großvater und Urgroßvater bedeutende Ärzte. Der Urgroßvater bekleidete eine Professur der Medizin an der Universität Frankfurt an der Oder. An der gleichen Universität wirkte als Professor der Rechte ein anderer Vorfahre derselben Linie, Friedrich von Böhmer, Sohn des bekannten Kirchenrechtslehrers Justus Henning Böhmer. Sowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite hatte Tirpitz französisches Blut. Die Mutter der Großmutter Tirpitz stammte aus dem Hause der Chevalier de Sainson, deren Wappenspruch „Rien d'impur m'allume" der Großadmiral seinem Sohn in die Degenklinge einschneiden ließ. Der alte Chevalier, Königlicher Stallmeister in Potsdam, wurde von Friedrich Wilhelm I. wegen seiner herkulischen Gestalt und um der einfacheren Aussprache willen „Simson" genannt. Die Großmutter der mütterlichen Linie hieß Anna Luise Aune und war die Tochter eines französischen Emigranten. Die Eltern des Großadmirals, Rudolf Friedrich Tirpitz, und seine Frau Malwine, geborene Hartmann, lebten nach elfjähriger Verlobungszeit als junges Paar in Küstrin an der Oder. Dort wurde als drittes Kind, am 19. März 1849, Alfred Tirpitz geboren. Des Vaters Jugendwunsch

war es gewesen, als Offizier bei der Kavallerie einzutreten. Er wurde indessen für das juristische Studium bestimmt. Als Korpsstudent bei den Saxo-Borussen war er als schneidiger und guter Fechter angesehen und dadurch bekannt, daß er stets Milch trank. Politisch neigte er der freiheitlichen Richtung seiner Zeit zu und war mit Eduard von Simson, dem Präsidenten der Frankfurter Nationalversammlung und ersten Reichsgerichtspräsidenten, befreundet. Eine kernige Natur, erreichte er, körperlich und geistig frisch, das fünfundneunzigste Lebensjahr. Selbst durch und durch Preuße erzog er seine Kinder in der Liebe zu Preußen und zur engeren Heimat Brandenburg. Alfred Tirpitz wurzelte mit Leib und Seele in der preußischen Art. Noch im Kriege freute er sich über jeden Erfolg seiner Brandenburger und suchte unter den Generalen nach Gestalten wie Konstantin von Alvensleben*. Dabei stand er dem Preußentum nicht unkritisch gegenüber und sprach von dem „Ladestock"**, den mancher Preuße verschluckt habe, und von dem „Zopf", der bisweilen beschnitten werden müsse. Während der Vater einer ernsten, verstandesmäßigen, nüchternen Anschauung des Lebens zuneigte und in allem genau und korrekt dachte, war die Mutter ihm in vieler Hinsicht eine glückliche Ergänzung. Dem praktischen Leben eher abgewandt, lebte sie stark im Geistigen. Lebendig, heiter, beweglich, begeisterungsfähig hatte sie einen Zug ins Große und Geniale. Sie war von tiefer Religiosität, warmherzig und hilfsbereit, von alt und jung, vornehm und gering in seltenem Maß geliebt und verehrt. Ihre Söhne vergötterten sie bis zur Eifersucht aufeinander. Besonders liebte sie die Jugend, die häufiger Gast im Hause war. Gab es auch manchmal nichts zu essen — der materielle Zuschnitt des Haushalts war sehr einfach —, so wurde um so eifriger Theater geübt, wobei Frau Malwine jede Rolle den Darstellern meisterlich vorspielte. Fesselte sie etwas, so ging sie vollkommen darin auf. Unabhängigkeit, Selbständigkeit und die ausgesprochene Originalität einer starken Persönlichkeit finden sich auf-

* 1870/71 Kommandierender General des III. Korps, Sieger in der Schlacht von Vionville—Mars-la-Tour.

** Worte oder Sätze in Anführungsstrichen ohne Quellenangabe stammen vom Großadmiral.

fallend häufig unter den Tirpitzschen Vorfahren. Um nur eine Gestalt herauszugreifen: seine Großmutter väterlicherseits, die Tochter des Superintendenten Rohleder, war eine Frau von starker Eigenart. Ihren Grundsatz, die Söhne sich selbst und ihrem Schicksal zu überlassen und sich nur um die schutzbedürftige weibliche Nachkommenschaft zu kümmern, bewahrte sie streng auch ihren Enkeln gegenüber. Ihre Kinder impfte sie selbst gegen die Pocken, obwohl Erfahrungen über die Ungefährlichkeit des Verfahrens noch nicht vorlagen. Als sie eines Tages einem Offizier zu Pferde begegnete und dieser nicht auswich, blieb sie kurz vor dem Reiter stehen und sagte: „Nun wollen wir mal sehen, ob das Pferd ausbiegen wird oder die alte Frau!" Der Offizier lenkte höflich grüßend und beschämt sein Pferd zur Seite. Auch bei Alfred Tirpitz zeigte sich schon in früher Jugend eine ausgeprägte Eigenart zweier verschiedener Seiten seines Wesens. Im Hause war er der liebevollste, aufmerksamste Sohn, von der ganzen Warmherzigkeit, Aufgeschlossenheit, Gradheit, Schlichtheit und Tiefe, ja Weichheit des Gefühls, die seine Eltern auszeichneten und sich auf das ganze Zusammenleben der Familie übertrugen; draußen wild, waghalsig, kampflustig, der Anführer bei allen Streichen, ein frischer Junge von immer heiterer Gemütsart. Hier über ihn nur noch eine kleine charakteristische Geschichte. Mit acht Jahren sollte Alfred mit ins Theater genommen werden. Die Mutter gab ihm die nötigen Verhaltungsmaßregeln auf den Weg. Es wurde „Götz von Berlichingen" aufgeführt. Alfred folgte der Vorstellung wie gebannt. Da kommt die Szene, wo Götz vor dem Heilbronner Rat durch eine Schar Bewaffneter als Aufrührer verhaftet werden soll. Der Rat befiehlt: „Fangt ihn!" Götz aber grollt dem Trupp entgegen: „Wer kein ungrischer Ochs ist, komm' mir nicht zu nah'! Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund kurieren soll." Empört über die Vergewaltigung eines einzelnen durch bewaffnete Übermacht und begeistert von der Tatentschlossenheit des Ritters, springt Alfred von seinem Platz auf und ruft, mit ausgestrecktem Arm auf Götz zeigend, zur Bühne hinauf: „Das

ist recht! Das ist recht!" Mit derselben Unbekümmertheit um seine Umgebung folgte er auch in späteren Jahren seinen Gedanken und Zielen. Die beiden verschiedenen Seiten seines Wesens blieben für sein ganzes Leben erhalten. Der herzliche und enge Zusammenhalt im Elternhaus übertrug sich auf das Leben in seiner eigenen Familie. In Marie Lipke fand er eine Lebensgefährtin, die, in ihrem Wesen in erster Linie Frau und Mutter, ihm in seiner ungeheuren rastlosen Arbeit und in den schweren trüben Jahren des Krieges und der Nachkriegszeit eine feste Stütze und Kameradin war. Vor allem in Literatur bewandert, vermochte sie ihm geistig viel zu geben und arbeitete mit ihm, ohne sich in ihrer feinfühligen Art in die Dinge einzumischen. Dem großen Verkehr in ihrem Hause während der fast zwanzigjährigen Amtszeit als Staatssekretär wußte sie, bei aller natürlichen Schlichtheit, den rechten Stil zu geben. Tirpitz hatte eine große Liebe für Kinder. Nicht nur, daß er mit seinen eigenen geistig zusammenlebte, wofür die reizenden Briefe an sie sprechende Zeugen sind, er ging auch in anderen Familien gern in die Kinderstube und wußte sich mit den Kleinen zu unterhalten und sie im Spiel anzuregen. Bisweilen vergaß er alles andere darüber. Ebensowenig wie pomphafte Festlichkeiten, tönende Reden und Fahnenschwenken lag ihm gesellschaftlicher Betrieb. Und doch bewegte er sich auf dem Parkett in einer Weise, die ihn ohne sein Zutun zum Mittelpunkt der Gesellschaft machte. Es war nicht nur seine außergewöhnliche äußere Erscheinung, seine hochgewachsene, breitschultrige Gestalt, sein bedeutender Kopf mit der hochgewölbten Stirn, den großen durchdringenden lebendigen Augen und dem langen, zweigeteilten Bart, die die Blicke aller auf ihn lenkten: von seinem Wesen strömte etwas aus, was auf den ersten Blick den ungewöhnlichen, bedeutenden Menschen verriet. Seine Unterhaltung war natürlich, hochstehend, ohne Geistreichelei, die er ablehnte, öfter humorvoll. Schlicht und vornehm, hatte er etwas von der ritterlichen, höfischen Art einer vergangenen Zeit, ohne je Höfling zu sein. Überhaupt wurzelte er in der heroischen Epoche des preußisch-deutschen Aufstieges. Den alten Kaiser liebte er, daß er sich, wie er schreibt, „für ihn hätte in Stücke hauen lassen". Die

Fülle starker Charaktere jener Zeit zog ihn mächtig an; er führte sie darauf zurück, daß „die beinahe religiöse Ergebenheit, welche die Person Wilhelm I. geschaffen hatte, eine Freiheit der Meinungsäußerung und Charakterbetätigung bestehen ließ, die später mehr und mehr der Forderung reinen Gehorsams wich." Bestickte Uniformen und hochtrabendes Wesen machten keinen Eindruck auf ihn. Die Menschen galten bei ihm nur soviel, wie sie nach ihrer Leistung wert waren. Die völlige Unabhängigkeit von Äußerlichkeiten und von seiner Umgebung, das Versinken und Aufgehen in seinen Gedanken waren auffallende Züge seines originalen Wesens. Sie verrieten sich in seinen Augen, die unter den geschwungenen, hochgezogenen Brauen weit geöffnet aufflammten oder wie verloren in die Weite blickten, in der sie etwas zu suchen schienen. Starke geistige Konzentration äußerte sich auch in seinem Gang, der in solchen Momenten des Nachdenkens etwas Schwankendes und Stockendes annahm. Ich entsinne mich, daß er bei eindringlichen Darlegungen einmal in einer Pfütze und einmal mitten auf dem Potsdamer Platz Halt machte, so daß wir bald zu einem ernsten Verkehrshindernis wurden. Auch wenn er allein ging, arbeiteten seine Gedanken zu Zeiten sichtbar, so daß er vor sich hinsprach — was übrigens auch vom Fürsten Bismarck berichtet wird — und mit der geballten Faust durch die Luft fuhr, als ob er einem Gegner gehörig den Standpunkt klarmachen wollte. Einmal hielt er mir eine eindrucksvolle Kritik des übermäßigen infanteristischen „Bimsens" in der Marine, das er auch auf anderen Gebieten ablehnte, als Auswuchs unnötigen „Zaschkentums" — er meinte damit Übertreibungen des preußischen Exerzierplatzes, den er im übrigen hoch einschätzte. Zur Freude der Vorübergehenden — es war auf der Königin-Augusta-Straße — demonstrierte er dabei seine Abneigung gegen „Kinkerlitzchen", indem er mit gefaßten Hüften in Tempos ruckweise das Kommando „Rumpf vorwärts beugt!" — „streckt!" selbst vorexerzierte. Nicht selten sah man ihn mit hochgeschlagenem Mantelkragen, das Taschentuch vor dem Mund, weil er glaubte, einen Lungenkatarrh nicht loszuwerden. Wenn er nicht abgelenkt war, neigte er zu Hypochondrie und dokterte dann mehr an sich herum,

als ihm gut war. So klagte er zu Zeiten über Appetitlosigkeit. Fesselte ihn aber kurz darauf irgendein Unterhaltungsstoff, dann entwickelte er eine gesegnete Eßlust, die bei seiner gewaltigen Natur verständlich war. Während eines Aufenthalts in Kiel als Staatssekretär hatte ihm der Wirt von Holsts Hotel, der ihn schon als jüngeren Offizier gekannt hatte, ein besonders schönes Mittagessen bereitet. Als es verzehrt war, beobachtete der Großadmiral aufmerksam den Nebentisch und winkte dem Wirt: „Ist das dort junge Gans mit Gurkensalat?" „Jawohl, Euer Exzellenz." — „Ach, dann geben Sie mir doch noch eine Portion." Der alte Holst war sprachlos. — Dabei hatte des Großadmirals nie rastender Geist stets die Vorherrschaft über das Körperliche. Er erfaßte alles, auch das Fernerliegende, mit lebhaftester Anteilnahme, ob es nun Damenmoden, eine Zeichnung von Lovis Corinth oder Schneekristalle waren. Zur Natur hatte er, man kann beinahe sagen, ein persönliches Verhältnis und für ihre Schönheiten ein besonders feines Empfinden, das mit großer Darstellungskunst zum Ausdruck kommen konnte. Während seine Rede nicht sehr flüssig war, sondern eher stockend und stoßweise mit kleiner Stimme vorgetragen wurde, überraschte sie häufig durch treffende und eigenartige Wendungen. Seine Schreibweise ist nicht glatt und entbehrt des rhetorischen Prunkes. Dagegen ist sie von großer Klarheit, Knappheit des Ausdrucks, umspannender Gedankentiefe und bisweilen von geradezu erhabener Wucht. In seiner offenen und bescheidenen Art klagte der Großadmiral manchmal darüber, daß seine mangelhafte Schulbildung Lücken gelassen habe, die er sich bemühte nachträglich auszufüllen. Der Schule bewahrte er keine freundliche Erinnerung. Die Abneigung war hier wohl gegenseitig. Seine „antiquierten" Lehrer beschwerten sich über sehr wechselnde Leistungen. Diese waren nicht selten „ungenügend", dagegen vorzüglich, sobald Alfred Tirpitz wirklich angeregt wurde. Auf die Frage, warum er in die Marine eingetreten sei, pflegte er zu antworten: „Raus aus der Schule!"

Original wie seine Wesensart waren seine Arbeitsweise und sein Verhältnis zu Mitarbeitern und Untergebenen. Er war nicht schnell in seinen Erwägungen und Entschlüssen

und handelte nach dem Moltkeschen Grundsatz: „Erst wäg's, dann wag's!" Alle Fragen pflegte er von jedem möglichen Gesichtspunkt aus zu betrachten und bis auf ihren innersten Kern zu durchleuchten. Er nannte das „rollen". In Unterhaltungen spielte er bisweilen den Gegner, um alle Einwände zu prüfen und die Hieb- und Stichfestigkeit eines Vorschlags festzustellen. Der betreffende Mitarbeiter mußte dabei sehr auf der Hut sein, allen Entgegnungen standhalten und sich langsam durchsetzen. Konnte er das nicht, so erfuhr er zunächst Ablehnung. Menschen, die dem Großadmiral nach dem Munde redeten, schob er leicht beiseite. Bei prüfenden Erwägungen konnte er den Eindruck einer gewissen schwankenden Unsicherheit machen. Er war ein Pessimist des Wortes, aber ein Optimist der Tat. Wenn er zu Klarheit gelangt war, handelte er schnell und drückte die Dinge mit unüberwindlicher Kraft durch. Das beweist sein Werk. Er war ehrgeizig und empfindlich, aber nicht für seine Person, sondern nur für die Sache. Überhaupt stand bei ihm die Sache, nicht die Person im Vordergrund. Es war ihm gleich, ob er eine Angelegenheit mit einem höheren oder einem jüngeren Offizier erledigte, wenn der Betreffende nur sachlich das Richtige traf. Bei langen und wichtigen Sitzungen ließ er die Teilnehmer reden und faßte dann plötzlich das Wesentliche mit wunderbarer Treffsicherheit und Klarheit und in einer ganz einfachen Formulierung zusammen. Alles Spintisieren und Schönreden war seiner Eigenart fremd. Unter einen Attachébericht, der hinter einer glänzenden Form einen dürftigen Inhalt verbarg, schrieb er die Bemerkung: „Zuviel tönendes Erz und klingende Schelle." Es gehörte zu seinen Grundsätzen, die Arbeit auf verschiedene Schultern zu verteilen und sich selbst nur die großen Entscheidungen vorzubehalten. Die Art seiner Auftragserteilung war für selbständige Naturen sehr angenehm. Er entwickelte Gedanken und ließ für die Lösung volle Freiheit. Dafür bürdete er aber dem Bearbeiter die persönliche Verantwortung im einzelnen auf und übernahm seinerseits die Verantwortung für das Ganze. Für Ausschüsse war er nicht zu haben, weil dort „die Verantwortung verdunstete". Zwischen sich und seinen Mitarbeitern wünschte er ein persönliches Vertrauensverhältnis

nach dem Nelsonschen Wort: „We are a band of brothers" („Wir sind eine Schar von Brüdern"). Nur „erster unter gleichen" wollte er sein, „den Mitarbeitern das Gefühl, majorisiert zu werden, ersparen und ihnen die Freude an der Leistung lassen." „Jeder sollte rücksichtslos urteilen, als ob er König wäre und das Ganze allein zu entscheiden hätte." Er wünschte „jedem Mitarbeiter die größtmögliche Selbständigkeit zu geben und so Führer herauszubilden." Untergebenen gegenüber war er wohlwollend und gerecht. In seinem Kreise genoß er begeisterte Verehrung.

Seine Tätigkeit als Staatssekretär entwickelte sich aus der rein praktisch-militärischen Arbeit heraus, die Tirpitz mehr lag als das Technische und Verwaltungsmäßige. Zum rein Militärischen trat das Organisatorische. Auch die Organisationsgrundsätze des Großadmirals entsprechen ganz seiner lebendigen Wesensart. „Vor nichts habe ich mich", so schreibt er in seinen „Erinnerungen", „beim Organisieren so gehütet wie davor einen grundsätzlich falschen Schritt zu tun. Man soll Organisationen nie auf den Tisch des Hauses legen, sondern an einen gegebenen Punkt sich ankristallisieren lassen. Man muß sich auch die Möglichkeit offen lassen, bei sich zeigenden Fehlern die Organisation ohne eigentliche Störung wieder abzukristallisieren ... Bei Organisation kommt es weniger auf formale Logik an, als auf die Güte des Bodens und des Pflanzenkeims. Wir haben deshalb auch die Flottengesetze nicht stur, sondern möglichst lehnig* gehalten." Hier zeigt sich seine Abneigung gegen Formalismus, Grundsatzreiterei, „geheimrätliches Vorgehen" und Erstarrung im Schema. Er wollte in seiner formenden Hand, wie ein Künstler, Lebendiges werden und wachsen lassen. Seine Begabung war wahrhaft schöpferisch. Sein Hang zu lebendigem Entstehen erklärt seine große Vorliebe für geschichtliche Studien, die sich schon früh bei ihm zeigte. Er hatte begeistert zu den Füßen Treitschkes gesessen und später alles Wesentliche gelesen, was über die Geschichte der letzten hundert Jahre geschrieben war. Dabei nahm er nicht nur den Stoff in sich auf, sondern verarbeitete ihn und dachte ihn um, indem

* Seemannsausdruck, etwa für „dehnbar".

er unterstellte, daß dieses oder jenes Ereignis nicht oder anders gekommen wäre, als die Geschichte es berichtet. Wie er in seiner Arbeitsweise stets den höchsten Standpunkt mit dem weitesten Überblick einnahm, so auch in der Organisation. Er kannte die Schwächen des an sich nötigen Spezialistentums mit seiner Neigung zu ressortmäßiger Abgeschlossenheit. An diesem Fehler, an der gegenseitigen Fremdheit und Abkapselung auch in den Hauptressorts des Reiches, sind wir ja im Kriege mit gescheitert. Der Großadmiral bewahrte sich stets eine universale Denk- und Anschauungsweise, ein Merkmal des wirklichen Führers.

Was ihn bei allen seinen Arbeiten als einen überragenden, schöpferisch begabten Mann kennzeichnete, war sein Handeln nach höheren Eingebungen, nach einem starken, gesunden Instinkt. Er selbst nennt es „die Witterung des Notwendigen". In einem Kriegsbrief an seine Frau sagt er unter Hinweis auf eine bestimmte führende Persönlichkeit, er habe „mehr in der Nase als der Betreffende in seinem ganzen Schädel". Häufig gebrauchte er die Wendung: „seine Nase wolle an irgend etwas nicht heran". Zu richtigem Gefühl für Menschen und lebendige Entwicklungen, zur Voraussicht trat, vor allem auch in politischen Dingen, eine gewisse seherische Begabung. Erschütternd zeigte sie sich in den ersten Kriegsmonaten. Während in ganz Deutschland der Jubel über die Erfolge des Heeres keine Grenzen kannte, schrieb er am 24. August 1914 an seine Frau: „Trotz der glorreichen Siege liegt es wie ein Alb auf mir. Du wirst mir tragen helfen, wenn eine Zeit kommt, in der man mit dem Finger auf mich zeigt." Am 20. September 1914: „Vielleicht rettet uns das Volk und seine Kraft. Mit dem bisherigen Kasten- und Klassenwesen ist es vorbei. Sieg oder Niederlage, wir bekommen die reine Demokratie." Am 8. Oktober 1914: „Nach dem Kriege freilich kommen gewaltige Umänderungen im Innern. Du weißt ja, wie oft ich gesagt habe, es muß eine Katastrophe kommen, man weiß nur nicht wie und wann. Man sah es daherkriechen und konnte doch nichts ändern." Am 3. Januar 1915: „Ich teile Deinen Glauben an unser Volk, aber die Gefahr liegt nahe, daß wir erst durch eine Revolution durchmüssen, an Stelle der Evolution." Wer dachte damals zu Beginn

des Krieges an solche Möglichkeiten! Die Voraussicht kennzeichnete den wirklichen Staatsmann. Der Großadmiral war einsam. Aber sein dunkles Ahnen entmutigte ihn keinen Augenblick. Er blieb stets positiv. Sein angeborenes Führertum drängte unermüdlich zu rettender Tat. Für ihn gab es keine verzweifelte Lage, sondern nur verzweifelte Menschen. Er sah als Soldat nur vorwärts. Sein Wahlspruch war und blieb: Ziel erkannt, Kraft gespannt!

Aufstieg

Den Wahlspruch seines Handelns betätigte Alfred Tirpitz schon beim ersten Schritt ins Leben. Im Frühjahr 1865 bestand er, kaum sechzehnjährig, wie er schreibt: „zum Erstaunen aller", als fünfter von vierundzwanzig Prüflingen das Eintrittsexamen in die Preußische Marine. Auf dem Segelschulschiff „Niobe" stand er als Nummer drei am Vorderladergeschütz mit der Funktion, die Kugeln in die Mündung zu schieben. Neben ihm lag griffgerecht die Pike, mit der er den Feind, wenn er enterte, durch die Geschützpforte hinunterstoßen sollte. Welche Entwicklung zwischen diesen noch mittelalterlich anmutenden Verhältnissen und den letzten Schöpfungen des Großadmirals, den Großkampfschiffen mit ihren Achtunddreißig-Zentimeter-Geschützen und den Schußweiten von zwanzig Kilometern!

Das erste Jahrzehnt seiner Laufbahn verlief, ohne daß er besonders hervortrat. Als Seekadett wäre er bei einem Bootsunfall, der sich bei Rettung eines über Bord Gefallenen ereignete, um ein Haar ertrunken.

Als es galt, den Mitte der siebziger Jahre erscheinenden Torpedo auf seine Entwicklungsmöglichkeit und seine militärische Verwendbarkeit zu prüfen, fiel dem damaligen Chef der Admiralität, General von Stosch, das Gutachten des Kapitänleutnants Tirpitz durch Klarheit und Reife des Urteils auf, so daß er ihn 1878 zum Referenten des Torpedowesens ernannte. In dieser Stellung zeigten sich zum erstenmal die außerordentlichen Fähigkeiten des jungen strebsamen Offiziers. „Ich fing sozusagen mit Nichts an", so erzählt Tirpitz, „arbeitete zum Teil als Klempner mit der Hand und schuf mir einen Apparat." Nach elfjähriger un-

unterbrochener Arbeit hatte er das deutsche Torpedowesen auf eine Höhe gebracht, daß es allgemein als das beste der Welt galt. Neben der Waffe selbst mußte nun auch ihr Hauptträger, das Torpedoboot, frontbrauchbar gemacht werden. Schon dabei trat in der Tirpitzschen Arbeit das Streben hervor, den Aufbau unserer Seerüstung nicht auf den Gedanken der Küstenverteidigung, sondern der Hochseestreitmacht zu stellen. Er brachte die damals noch kleinen wenig seefähigen Boote in die Nordsee, um ihre Brauchbarkeit und Verwendbarkeit bei Sturm auf hoher See zu erproben. Mit welcher Kühnheit und Zähigkeit er hierbei vorging, zeigt der Verlauf der ersten Versuchsfahrt. Im Skagerrak wurde schweres Wetter angetroffen. Eine Sturzsee zertrümmerte das Rudergeschirr eines der von Tirpitz befürworteten größeren Hochseeboote, und zwar des Schichau-Bootes S. 2, auf dem er sich selbst befand. Schleppversuche mißlangen. Es entstand eine sehr ernste Lage. Kehrte Tirpitz wegen der für das Boot zweifellos bestehenden Gefahr um, so konnte das leicht als Beweis der Seeuntüchtigkeit des Torpedobootes gegen seine Bestrebungen ausgenutzt werden. Getreu seinem Wahlspruch „Ziel erkannt, Kraft gespannt", beschloß er durchzuhalten. Er leitete mit dem Kommandanten von Heeringen die Notreparatur und brachte unter Einsatz von Boot und Leben — das Boot galt eine Zeitlang als verschollen — S. 2 um Skagen herum nach Frederikshavn auf der geschützten Ostseite Jütlands, Tag und Nacht die Leute zum Aushalten anfeuernd. Von dort telegraphierte er sofort das gute Ergebnis der Versuchsfahrt an die Admiralität. Der Gedanke des Hochseetorpedoboots war gerettet.

Geist und militärische Auffassung, die Tirpitz den ihm unterstellten Offizieren des Torpedowesens anerzog, waren die gleichen, die er später im Oberkommando auf die militärische Durchbildung der Flotte und auf seine Arbeit als Staatssekretär übertrug. Sein Befehl für die Torpedoboots-Kommandanten lautete: „Nahe heran und auf die Mitte feuern!" Das bedeutete sicheren Schuß und rücksichtslosen Einsatz. Ferner: „Nicht auf Befehle warten, sondern den Umständen gemäß handeln!" „Schöne Gefechtsbilder und Parademanöver" lehnte er ab: „die Neigung für das

äußerlich Dekorative und das hierfür nötige Drillen und Bimsen verdrängt leicht durch Routine den lebendigen Geist." „Die elf schönsten Jahre meines Lebens", so heißt es in den „Erinnerungen", „habe ich im Torpedowesen verbracht, auf unseren „schwarzen Gesellen der wilden verwegenen Jagd". Mit unseren unübertrefflichen Mannschaften verband uns Draufgängerlust und gegenseitige Kameradschaft in Sturm und Gefahr." Seine Mitarbeiter, „die ganze Torpedobande", nahm er später mit in das Oberkommando.

Tirpitz wuchs schon bei dieser Arbeit mehr und mehr in die Entwicklung der militärischen Ausbildung und Verwendung der Marine und damit in eine geistig führende Stellung hinein. Von seinem neunundzwanzigsten Jahre ab ist er nur noch in verantwortlichen, selbständigen Stellungen verwandt worden. Nach seiner Kommandantenzeit wurde er Chef des Stabes zunächst 1890 bis 1892 bei der Ostseestation und dann 1892 bis 1895 beim Oberkommando der Marine. Hier gewann sein Flottenbauplan feste Gestalt. Grundlegend für die weitere Entwicklung der Marine wurde die von ihm damals ausgearbeitete Denkschrift IX des Oberkommandos, die das Datum des 16. Juni 1894 trägt. Ihr Inhalt ist kurz folgender: „Ein Staat, der See- oder, was hiermit gleichbedeutend ist, Weltinteressen hat, muß sie vertreten und seine Macht über seine Territorialgewässer hinaus fühlbar machen können. Nationaler Welthandel, Weltindustrie . . . Weltverkehr und Kolonien sind unmöglich ohne eine der Offensive fähige Flotte. Die Interessenkonflikte der Geschäftswelt würden diese Lebensäußerungen eines Staates im Laufe der Zeit ersterben oder überhaupt nicht aufkommen lassen, wenn nicht nationale Macht auf den Meeren, also jenseits unserer Gewässer, ihnen das Rückgrat gibt. Hierin liegt der vornehmlichste Zweck der Flotte überhaupt." In diesen einleitenden Sätzen schon steht der Hauptgedanke der Flottenschöpfung: Schaffung der fehlenden Seemacht zur Sicherung der politischen und wirtschaftlichen Weltstellung Deutschlands. Das „Wie" und „In welchem Umfange" sind weitere militärische und politische Fragen. Die Denkschrift behandelt dann die militärische Seite. Küstenwerke herrschen nur so weit,

wie ihre Kanonen schießen. See und Küste sind in ihrem Wesen verschieden. Die Bindung einer Flotte an die Küstenverteidigung widerspricht ihrer Bestimmung und führt zu einer grundsätzlich falschen Entwicklungsrichtung. Küstenverteidigung durch Schiffe ist unrentabel und für die Beherrschung der See zwecklos. Außerhalb des Feuerbereichs der Küstenwerke kann die Wirkung einer feindlichen Flotte nur durch eine eigene Flotte aufgehoben werden, die die Macht ihrer Geschütze an jedem beliebigen Punkte der See entfalten kann. Die Grenze der neutralen See liegt an der feindlichen Küste; die Aufgabe der Beherrschung der See schließt daher die Forderung offensiver, angriffsweiser Verwendung der Seestreitmacht als natürliche Notwendigkeit in sich. Eine Flottendefensive liefert die eigenen Interessen auf der weiten neutralen See dem Feinde planmäßig aus. Nur eine zur Offensive befähigte Schlachtflotte, nicht aber eine Küstenverteidigungsflotte, besitzt eine wirkliche Bündniskraft, d. h. sie erhöht unseren Wert als Bundesgenosse und damit den Anreiz für andere Staaten, unsere Bundesgenossenschaft zu suchen. Die moralische Überlegenheit ist auf Seiten des Angreifers. Der frühzeitige Angriff schafft sie am sichersten. Im Seekrieg ist daher die höchste Wirkung auf den Gegner in der Regel nur durch die möglichst bald geschlagene Schlacht zu erzielen. Der Operationsbefehl für den Krieg muß Ziel und Absichten der obersten Führung klar wiedergeben, dabei der Initiative der Unterführer den freien Raum lassen, den Umständen gemäß zu handeln. Man soll den Gegner nicht überschätzen, die eigene Stärke nicht unterschätzen. Nie darf man auch nur in scheinbarer Untätigkeit auf den Gegner warten, sondern muß ihm das Gesetz des Handelns vorschreiben. Äußerste Kraftkonzentration bis zur Hauptentscheidung, die nur in der Schlacht fallen kann, ist geboten. Ein gemeinsamer Operationsplan für den See- und Landkrieg ist erforderlich. Günstigste taktische Einheit für den Flottenkampf ist das Geschwader von acht Linienschiffen. Eine Flotte ist ein Verband von Geschwadern. Aufklärungsschiffe gehören zum Gros und dürfen deshalb im allgemeinen nur mit ihm zusammen verwendet werden. Am Schluß fordert Tirpitz als notwendigste Flottenstärke an Linienschiffen, großen und kleinen

Kreuzern etwa das, was das erste Flottengesetz von 1898 enthält. Hierbei ist wesentlich, daß er die in jener Übergangszeit herrschende unklare Vielgestaltigkeit der Schiffsgattungen — Linienschiff, Ausfallkorvette, Panzerfregatte, Küstenpanzerschiff, Panzerkanonenboot, Kreuzer verschiedener Art, Aviso und was es sonst noch gab — und die bunte Musterkarte der Schiffstypen, d. h. der Ausgestaltung des Einzelschiffs innerhalb der Gattung, beseitigte, eine Vereinfachung nach dem Gesichtspunkt des militärischen Bedürfnisses vornahm und damit in der Welt führend wurde.

Die Denkschrift IX zeigt, wie der spätere Flottenbau aus strategischen und taktischen Erwägungen und Schlüssen herausgewachsen ist. Tirpitz faßt dies in den knappen Satz: „Flottenbau ist angewandte Taktik." Für die Flottentaktik stellte er neue lebendige Grundsätze auf. Das alte Flottenexerzier-Reglement war im Formalen erstarrt. Es enthielt gewissermaßen nur „die Übergänge von einer Quadrillen-Tour in die andere", ein „Karussellreiten" ohne taktische Grundidee. Tirpitz setzte an Stelle dieser formalen Exerzierplatztaktik Richtlinien darüber, „wie man sich im Gefecht zu schlagen hätte".

Hinsichtlich der strategischen Verwendung der Flotte tat der Großadmiral einmal dem Verfasser gegenüber den bezeichnenden Ausspruch, „er könne sich eine defensive Flotte ebensowenig vorstellen, wie einen defensiven Ulan."

Der Flottenbau

Seit Errichtung der Kaiserlichen Admiralität am 1. Januar 1872 hatte die Entwicklung der Marine in den Händen der Generale von Stosch und von Caprivi gelegen. Stosch hatte erkannt — zum Teil auch schon erfahren —, daß das aufstrebende Deutschland in der Welt überall politisch und wirtschaftlich auf Widerstand stieß. Daher forderte er in seinem Flottengründungsplan von 1873 für die Vertretung der deutschen Interessen im Auslande Hochseeschiffe von hinreichender Kampfkraft. Für die Verhinderung einer Blockade deutscher Häfen im Kriegsfall verlangte er ein „Ausfallgeschwader" von Linienschiffen

für die Nordsee, während er für die Ostsee mit kleineren Fahrzeugen zur Verteidigung der Häfen auszukommen glaubte. Dieser Plan schuf, wenn auch in engen Grenzen, Seemacht und zeugte von Voraussicht und klarem Blick für Weltgeltung und Seegeltung des neuen Reichs.

Anders General von Caprivi. Er lebte in der Überlieferung des Generalstabs ganz dem Gedanken des Zweifrontenkrieges gegen Frankreich und Rußland und damit der kontinentalen Entscheidung des deutschen Schicksals und hielt für die Seegrenze eine Küstenverteidigungsflotte aus einigen Kampfschiffen, in der Hauptsache aber aus schwächeren Fahrzeugen, vor allem Torpedobooten bestehend, für ausreichend.

Dementsprechend geriet von 1883 bis 1888 der Schlachtschiffbau in Verfall. Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen Deutschland mit seiner Flotte von 1883 bis 1897 unter den Hauptseemächten der Welt von der dritten Stelle auf die sechste hinabsank. Zwischen den Seerüstungen des Reiches und seinen Seeinteressen, die bei beispiellosem Aufschwung von Industrie und Handel gewaltig emporgeblüht waren, hatte sich ein schreiendes Mißverhältnis herausgebildet.

Das veranlaßte Kaiser Wilhelm II., die Frage der Bildung ausreichender deutscher Seemacht wieder aufzunehmen und zur praktischen Entscheidung zu treiben. Bei der Umschau nach einer für die Durchführung des geplanten Werkes geeigneten Persönlichkeit fiel sein Auge auch auf Kapitän Tirpitz. Er galt damals in der Marine als der kommende Mann. Auch Stosch und Caprivi hatten sich in diesem Sinne ausgesprochen. Am 6. Juni 1891 hatte Tirpitz zum erstenmal Gelegenheit gefunden, bei Prinz Heinrich von Preußen in Kiel dem Kaiser in Gegenwart des alten Generalfeldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke seine Ansichten über Flottenfragen vorzutragen. Sie fielen durch Zielklarheit und zwingende Logik der militärischen Schlußfolgerungen allgemein auf.

Am 20. Januar 1896 teilte der Chef des Marinekabinetts, Admiral Freiherr von Senden, Tirpitz mit, daß der Kaiser beabsichtige, ihn zum Staatssekretär des Reichsmarineamts zu ernennen. Tatsächlich kam es zu dieser Er-

nennung zunächst nicht, und Tirpitz ging auf ein Jahr als Chef des Kreuzergeschwaders nach Ostasien. Gleichwohl ist der Verlauf der ersten vorbereitenden Besprechung des Kaisers mit Kontreadmiral Tirpitz am 28. Januar 1896 von grundlegender Bedeutung. Zu Beginn der Aussprache erhebt Tirpitz zunächst Bedenken, da „seine Neigungen und seine Talente nicht nach der Richtung eines Staatssekretärs gingen, die Materie des Reichsmarineamts ihm unsympathisch und gänzlich fremd sei." Auch habe er keine Befähigung für parlamentarische Wortgefechte, da er „nichts von einer Schlagschnauze besäße". Dann trägt er die Bedingungen vor, unter denen er, trotz allem, bereit sei, das Amt zu übernehmen. Eine vernünftige Flottenentwicklung sei nur möglich, wenn der Jahreskampf um die Bewilligung einzelner Schiffe aufhöre. Er müsse deshalb mit seinen Anschauungen und der ganzen Vorlage im Reichstag rückhaltlos herauskommen und mit dem vollsten persönlichen Vertrauen des Kaisers, sowie mit der nachhaltigen Unterstützung durch Reichskanzler und Finanzminister rechnen können. Die politische Begründung habe im wesentlichen er zu geben, der Staatssekretär des Auswärtigen Amts solle nur sekundieren. Der Kaiser müsse die unumstößliche Absicht haben fest zu bleiben und ihm freie Hand lassen. Wenn die Staatsregierung nicht voll für seine Ideen eintreten wolle, sei es besser einen indifferenten Staatssekretär zu nehmen. Der Kaiser stimmt allem zu, versichert ihn seines vollen Vertrauens und verspricht mit ihm durchzuhalten.

Aus den Worten des Admirals spricht kein „Handlanger" oder parlamentarischer Klopffechter. Sie zeigen, daß er die Flotte nicht fachmännisch beschränkt als eine für sich bestehende Ressortangelegenheit, sondern allumfassend als „Funktion" der Gesamtpolitik des Reiches und seiner Seeinteressen betrachtet. Staatspolitik und Wehrpolitik sollten ein geschlossenes Ganzes bilden.

Die europäische Lage erhielt damals ihr Gepräge durch den russisch-englischen und durch den französisch-englischen Gegensatz. Von russischer Seite waren es asiatische Fragen — Persien, Afghanistan und der nahe und ferne Osten —, von französischer Seite Fragen der Aufteilung Afrikas — Ägypten und Marokko —, die auf das Verhältnis zwischen

den europäischen Zentralen zurückwirkten. England stand auf dem Höhepunkt seiner „splendid isolation"; ihm gegenüber der Zweibund Frankreich-Rußland. Deutschland, dem Bismarck einen Schatz von Vertrauen und Achtung mit auf den Weg gegeben hatte, war in der angenehmen Lage des umworbenen möglichen Bundesgenossen, sei es Englands, sei es des Zweibundes. Dieser Umstand erklärt die starke Betonung des Bündniswertes einer zu schaffenden deutschen Flotte im Tirpitzschen Plan. Der antideutschen Haltung Frankreichs und damit des Zweibundes Rechnung tragend, waren die militärischen Vorbereitungen der Marine ebenso wie die des Heeres auf den Zweifronten-Krieg eingestellt. So sieht der von Tirpitz bearbeitete Operationsplan der Flotte vom Frühjahr 1895 lediglich diesen Kriegsfall vor und rechnet sogar mit der wohlwollenden Neutralität Englands. Bald aber nahm die Lage Deutschlands eine bedrohliche Wendung. Der Engländer sah das bei ihm zur gottgewollten Selbstverständlichkeit gewordene britische Welthandelsmonopol und sein „Weekend" durch den aufstrebenden tüchtigen Deutschen gefährdet. Eine gereizte Pressehetze steigerte sich bereits 1896 zu offenen Kriegsdrohungen gegen Deutschland. Nach dem bekannten Telegramm des Kaisers an den Buren-Präsidenten Ohm Krüger anläßlich der Zurückweisung des englischen Einfalls in Transvaal stieg in England die politische Temperatur so nahe an den Entflammungspunkt, daß man ernstlich einen englischen Überfall befürchtete. Das alles geschah, bevor irgendwelche Anstalten für den Ausbau der deutschen Flotte getroffen waren. Die Todfeindschaft der Briten war also aus dem Unwillen über die durch nichts aufzuhaltende wirtschaftliche Kräfteentfaltung des geeinten deutschen Volkes entstanden. Diese Beobachtung hatte sich bei Tirpitz durch Eindrücke und Gespräche mit Auslanddeutschen, Engländern und Amerikanern während seines Aufenthalts in Ostasien 1896 und auf der Rückreise über Amerika zur Überzeugung gefestigt. Wie Fürst Bismarck es 1898 ausdrückte, hätte es gegen die englische Verstimmung von deutscher Seite nur das eine „nicht anwendbare Mittel" gegeben: „der deutschen Industrie einen Zaum anzulegen". Tirpitz faßt die unter diesen Umständen notwendig werdende Entscheidung

in folgende Sätze: „Bei der britischen Feindseligkeit gegen uns, wie sie sich seit 1896 schonungslos offenbarte, war die Machtfrage so gestellt: Wie wir auf unserer übervölkerten Scholle zusammengedrängt den Frieden mit England bewahren könnten, ohne wirtschaftlich vor seinem Handelsneid zu kapitulieren, oder wie wir, falls England unsere Eindämmung beschließen würde, einen Krieg mit ihm bestehen könnten!" An anderer Stelle sagt er: „Wer freilich davon überzeugt ist, wir seien von Natur oder infolge unseres geschichtlichen Zuspätkommens überhaupt ungeeignet, Seemacht zu bilden, und hätten uns infolgedessen von vornherein in die britische Vormundschaft fügen sollen, der muß zu einer Verurteilung meiner damaligen Gedankengänge gelangen. Wenn ich nicht den Glauben an die große Zukunft des deutschen Volkes auf der Erde gehabt hätte, würde ich nicht die Kraft besessen haben, ihm eine Flotte zu bauen."

Am 15. Juni 1897 erfolgte die Ernennung des Kontreadmirals Tirpitz zum Staatssekretär des Reichsmarineamts. In vorbereitender Besprechung mit seinem „großgesinnten Lehrmeister", General von Stosch, schreibt er im Februar 1896 an ihn, er wolle „die Fäden dort wieder aufnehmen, wo sie 1883 abgeschnitten worden seien." Dabei klingen unter dem Eindruck der englischen Hetze schon Gedanken an eine mögliche militärische Gegnerschaft des Britenreiches an, die Tirpitz aber doch nur sehr bedingt unter dem Gesichtspunkt eines deutschen Zusammengehens mit Rußland, vielleicht auch mit Frankreich, behandelt. Bei seiner großen Verehrung für den Fürsten Bismarck trachtete Tirpitz danach, sich auch von ihm den „Kugelsegen" zu holen. Köstlich ist die Schilderung, die Tirpitz von den Besuchen beim Fürsten in seinen „Erinnerungen" gibt. Er erzählt, wie sich zu Beginn der ersten Besprechung mit einem Male die großen Augenbrauen des gewaltigen Kopfes wölbten, der Fürst ihn mit vernichtendem Blick ansah und ihn angrollte: „Ich bin kein Kater, der Funken gibt, wenn er gestreichelt wird!" Dieser Zornesausbruch gegen den Berliner Hof wich bald einer freundlicheren Stimmung gegenüber dem Staatssekretär. Zur Sache meinte der Fürst, er halte von großen Schiffen nicht viel, man brauche eher viele kleine, „die wie Hornissen um das große Schiff schwärmten". Das seien

aber Fragen, die Fachleute zu entscheiden hätten. Am 4. Dezember 1897 schickte er den ihm übersandten ersten Flottengesetz-Entwurf mit dem Bemerken zurück, daß er „die Gesamtforderung unseren Bedürfnissen entsprechend finde“ und, wenn er Reichstagsabgeordneter wäre, „für die Vorlage stimmen würde, so wie unsere Fachleute sie für richtig bemessen gehalten haben.“ Über die Notwendigkeit, „ein Gleichgewicht auf dem Meere“ gegenüber England zu schaffen, hatte er schon 1884 mit dem damaligen französischen Botschafter, Baron de Courcel, gesprochen.

Tirpitz wuchs angesichts der schwerwiegenden politischen Entschlüsse über den Ressortminister hinaus zum Staatsmann. Der stark politische Einschlag der Flottenfrage veranlaßte ihn, auf Einheitlichkeit des Handelns zwischen politischer Führung und Marineleitung zu drängen. Im Vordergrunde stand deshalb sein Verhältnis zu den Reichskanzlern seiner Zeit. Der alte Fürst Chlodwig zu Hohenlohe zeigte zunächst gegenüber den Flottenplänen Zurückhaltung, stimmte ihnen aber zu, als er sah, daß sie dem Bedürfnis des Reiches entsprachen. Bernhard Fürst von Bülow, von 1900 bis 1909 Kanzler des Reiches, ging im allgemeinen mit; er schwankte nur, als Schwierigkeiten im Verhältnis zu England auftraten. Unter beiden Kanzlern wurde aber doch wenigstens die Grundrichtung der Staatspolitik gewahrt: Sicherungspolitik gegen England mit Rückendeckung durch Rußland. Das änderte sich erst mit der Kanzlerschaft Bethmann Hollwegs von 1909 ab. Geistig hochstehend und kultiviert, verfolgte dieser philosophisch veranlagte Beamte unentwegt eine westliche Orientierung und eine Verständigung mit England. Dabei leiteten ihn kulturelle und innenpolitische Gründe, die verzweifelt wenig mit den realen außenpolitischen Interessen des Reiches zu tun hatten, außerdem seine Konstruktion eines Zusammengehens der stärksten Landmacht des Kontinents mit der größten Seemacht, ein an sich annehmbarer Gedanke, nur daß er der politischen Überlieferung Englands, sich immer gegen die stärkste Kontinentalmacht zu stellen, geradewegs zuwiderlief. Wie die Londoner Botschaft verfiel er völlig der geriebenen Propaganda der englischen Politik, die den deutschen Flottenbau als einziges Hindernis deutsch-englischer Freundschaft in allen Tonarten verdächtigte. Herr

von Bethmann wollte zwar nicht ein Aufgeben der Flottenrüstung, wohl aber eine sogenannte „gemäßigte Flottenpolitik", wobei unklar blieb, wie weit die Mäßigung gehen sollte. Eine zwecklose Halbheit war sie auf alle Fälle. Mit seiner Hinneigung nach England mußte er nicht nur in London erfolglos bleiben, sondern er büßte auch mehr und mehr das Vertrauen Rußlands ein, auf das sich andererseits die Flottenpolitik stützte. Staatspolitik und Rüstungspolitik gerieten zueinander in Widerspruch. Um klare Verhältnisse zu schaffen, reichte der Staatssekretär 1912 anläßlich einer Meinungsverschiedenheit mit dem Kaiser seinen Abschied ein. Schließlich blieb er, da der Kaiser den Streitpunkt fallen ließ und mit ihm gegen den Kanzler am weiteren Flottenausbau festhielt. 1911 hatten Erwägungen geschwebt, Tirpitz zum Kanzler zu machen. Zu einem wirklichen Anerbieten ist es nicht gekommen, vielleicht auch deshalb nicht, weil Tirpitz abwinkte. Er fürchtete wohl, von der ihm im Augenblick am wichtigsten erscheinenden Aufgabe, Deutschland eine Flotte zu schaffen, abgedrängt zu werden und so sein Werk zu gefährden. Abgesehen davon wäre eine Kanzlerschaft Tirpitz schon damals das Richtige gewesen.

Weit günstiger gestaltete sich das Verhältnis des Staatssekretärs zu Volk und Volksvertretung.

„Die Deutschen sitzen lieber auf ihren Thüringer Bergen mit dem Rücken nach der See", hatte Fürst Bismarck treffend bemerkt. Der in die Weite schweifende Blick des Großadmirals sah neben und mit dem Bau der deutschen Flotte die dringende Notwendigkeit, den immer nur zu sehr auf innere Angelegenheiten gerichteten Sinn der Deutschen auf die Meere und in die Welt hinauszulenken. Das deutsche Volk sollte den Entschluß, die gewonnene Weltstellung zu halten und zu verteidigen, aus eigenem Willen fassen, in seine große Zukunftsaufgabe bewußt hineinwachsen und die Verantwortung für die Bildung von Seemacht aus Überzeugung mitübernehmen. Weite Kreise beantworteten den Appell an die politische Mündigkeit des deutschen Volkes mit begeisterter Zustimmung. Der Flottengedanke durchbrach selbst die Parteischranken und ergriff die deutschen Herzen mit lohender Flamme. Unversöhnliche Gegner hatte Tirpitz nur unter den Sozialdemokraten und

im linken Flügel des Freisinns. Bebel und Eugen Richter kämpften Arm in Arm, wie man sie bereits gegen Bismarck gesehen hatte, mit ihnen die sozialdemokratische Presse und die Blätter vom Schlage der Frankfurter Zeitung und des Berliner Tageblattes. Teile des Freisinns gingen dagegen mit Tirpitz. Die Nationalliberalen waren die besten Freunde des Flottenbaues. Sie waren schon unter Bismarck eifrigste Förderer deutscher Weltgeltung gewesen. Zeigten die Konservativen in ihrem mehr kontinentalen Denken auch nicht durchweg das gleiche Verständnis, so waren sie doch in Wehrfragen stets zu haben. Das Zentrum, das, wie immer, das Zünglein an der Waage bildete, wurde über den Freiherrn von Hertling und den Führer der Partei, Dr. Lieber, gewonnen. Der Reichstag begab sich seines Rechts, alljährlich in die Marineangelegenheiten hineinzureden. „Der nationale Gesichtspunkt verdrängte den des parlamentarischen Betätigungstriebes."

Der Kaiser neigte in jener Zeit dem von Frankreich ausgehenden Gedanken des Baues einer Kreuzerflotte zu. Schließlich aber gelang es Tirpitz überraschend schnell, ihn für seine Pläne zu gewinnen. Die Zusammenarbeit mit dem Kaiser war nicht leicht. „Die Veranlagung des Monarchen", schreibt Tirpitz in seinen „Erinnerungen", „war der meinen entgegengesetzt. Manchen Persönlichkeiten wurde leicht im Laufe der Zeit das moralische Rückgrat gebrochen. Ich habe mich davor bewahren können." Der Staatssekretär war dem Kaiser „ein unbequemer Untergebener" und hat als solcher „alle Stadien der Gnade und Ungnade" durchgemacht. Stets blieb er dem Monarchen ein aufrechter, innerlich unabhängiger Ratgeber. Nach einer der nicht seltenen Auseinandersetzungen gelegentlich einer Manöverkritik suchte der Kaiser bei dem darauffolgenden Frühstück die schwüle Stimmung dadurch zu beseitigen, daß er dem Staatssekretär zutrank. Darauf erhob sich Tirpitz unter dem Schweigen der Tafelrunde und antwortete: „Auf daß Euer Majestät immer Persönlichkeiten um sich haben, die Ihnen die Wahrheit sagen!" Stets hat der Großadmiral das hohe Verdienst des Kaisers um die vorbildliche Führung des Kampfes für deutsche Seegeltung und Seemacht rückhaltlos anerkannt.

Wie alle großen Männer der Geschichte trug Tirpitz schon als junger Mensch den Plan für sein späteres Werk in großen Zügen fertig im Kopf. In einem Brief an seinen Vater vom 11. September 1871 hat er ihn niedergeschrieben. Die Ablehnung der reinen Küstenverteidigung, die Forderung einer Schlachtflotte und ihrer offensiven Verwendung im Kriege, des Schiffbaues im eigenen Lande, nicht mehr in England, und daher der Entwicklung einer deutschen Industrie, des Baues des Nord-Ostseekanals und der Erwerbung Helgolands finden sich schon hier.

Um den Flottenbau systematisch, störungsfrei und mit möglichst geringen Mitteln durchführen zu können, drang Tirpitz auf gesetzmäßige Festlegung. Bei großer Klarheit und Kürze der endgültigen Fassung, die nach neunmaliger Durch- und Umarbeitung vorlag, sichern die Flottengesetze durch die Forderung von Ersatzbauten nach Ablauf eines bestimmten Lebensalters aller Fahrzeuge die dauernde Erhaltung des einmal Geschaffenen. Sie wirken dadurch, trotz zeitlicher Beschränkung, als Äternate (dauernde Festlegungen). Mit der verhältnismäßig leicht durchgesetzten Annahme des ersten Flottengesetzes vom 10. April 1898 war eine „Ausfallflotte" — diese Bezeichnung übernahm Tirpitz von Stosch —, bestehend aus einem Flottenflaggschiff, zwei Linienschiff-Geschwadern zu je acht Schiffen, zwei Divisionen zu je vier Küstenpanzerschiffen, sechs großen und sechzehn kleinen Kreuzern für den Flottendienst, drei großen und zehn kleinen Kreuzern für den Auslandsdienst und zwei Linienschiffen, drei großen und vier kleinen Kreuzern als Materialreserve, sichergestellt. „Der Sprung über den Stock" war vollzogen.

Waren die ungeheuren Seerüstungen Englands von 1889 ab zunächst gegen Rußland und Frankreich gerichtet, so gewannen sie mit der Verschärfung der Verhetzung mehr und mehr eine Spitze gegen Deutschland. Die Zahl der von England, Frankreich und Deutschland gebauten Linienschiffe betrug für den Zeitabschnitt 1880 bis 1889 neun, sieben und null, 1889 bis 1897 neunundzwanzig, zehn und sieben. Im Jahre 1897 hatte England acht, 1898 sogar fünfzehn Linienschiffe auf einmal in Bau gegeben. 1899 standen achtunddreißig Linienschiffen und dreizehn Panzerkreuzern

der Engländer zwölf Linienschiffe und zwei Panzerkreuzer auf deutscher Seite gegenüber, ein Verhältnis von 3,64 : 1. Diese Beschleunigung der englischen Aufrüstung, verbunden mit offenen Kriegsdrohungen gegen Deutschland, gab dem deutschen Flottenbau nicht nur einen neuen Anstoß, sondern auch eine neue Wendung in Richtung eines vorbeugenden Schutzes gegen britische Angriffsabsichten. Die Sicherung nach dieser Seite bedingte, wie die Zahlen beweisen, eine bedeutende Verstärkung. Als sie, gefördert durch kaiserliche Äußerungen, aus dem Volke heraus stürmisch verlangt wurde, folgte der Staatssekretär, der ursprünglich eine Nachprüfung der Lage erst nach Ablauf des ersten Gesetzes im Frühjahr 1905 beabsichtigte, dem Drängen mit dem zweiten Flottengesetz vom 14. Juni 1900. In Rußland wurde der Schritt mit Zustimmung, in Frankreich mit stiller Billigung aufgenommen. Die Begründung dieses Gesetzes bringt in der Form des bekannten „Risikogedankens", d. h. der Sicherung gegen einen Angriff auch des „seemächtigsten Gegners", eine Anpassung unseres Flottenbaues an die veränderte politische Lage. Das Gesetz sieht dementsprechend eine Verdoppelung des Linienschiffsbestandes und eine ansehnliche Vermehrung der Kreuzerbauten vor, die 1900 noch nicht in vollem Umfang bewilligt, aber mit der Novelle von 1906 nachgeholt wurden. Diese bedeutende Rüstungssteigerung wurde im Reichstag mit fast Zweidrittelmehrheit angenommen. Die Novellen von 1906, 1908 und 1912 sind im wesentlichen Abrundungen. Sie enthalten eine Verkürzung der Ersatzfristen, den Übergang zum Großkampfschiffbau, zu dem wir durch England gezwungen wurden, und innere Umgestaltungen. Wenn wir 1912, also nur vierzehn Jahre nach den ersten Anfängen, eine Gesamtstärke der heimischen Schlachtflotte von fünf Linienschiffsgeschwadern, zwölf großen und dreißig kleinen Kreuzern und einen Bestand der Auslandsflotte von acht großen und zehn kleinen Kreuzern als nahes Ziel vor uns hatten, so gibt dies ein anschauliches Bild von der Größe der vollbrachten Leistung.

Die zum Teil böswillige, zum Teil recht törichte Kritik am Material der deutschen Flotte, die an mancher Stelle das Vertrauen zu ihr untergraben und damit ihre falsche Verwendung im Kriege mitverschuldet hat, macht einen

Seitenblick auf dieses Teilgebiet der Aufbauarbeit notwendig. Brauchbarkeit zur Offensive, zur Hochseeverwendung und zur Schlacht waren des Staatssekretärs Hauptziele bei der Typenentwicklung aller Fahrzeuge. Bestimmend für die Wahl der Typeneigenschaften im einzelnen blieb der Verwendungszweck, der streng im Auge behalten wurde. Das Torpedoboot durfte nicht zum Kreuzer, der Kreuzer nicht zum Linienschiff werden. Die sich immer erweiternden militärischen Anforderungen an Angriffskraft (Bewaffnung), Standkraft (Schiffskörper, Panzerung, Sinksicherheit) und Geschwindigkeit (Maschinen- und Kesselanlage) innerhalb der gegebenen Größengrenzen der Schiffe zu erfüllen und die Gewichtszuteilungen an diese einzelnen Gruppen richtig abzuwägen, erforderte Klarheit des militärischen Urteils, Kombinationsgabe, universale Anschauungsweise und Zielsicherheit, die Tirpitz in hohem Maße besaß. Er vermied die Gefahr der Einseitigkeit und hielt bei Verteilung der Einzeleigenschaften des Schiffstyps stets eine „mittlere Linie". Der Krieg erwies die Richtigkeit und Überlegenheit dieses Verfahrens. Wenn das Kaliber der Artillerie-Bewaffnung der kleinen Kreuzer und die Größe der Torpedoboote eine Zeitlang etwas zurückblieben, so spielten hier Stellungnahmen des Flottenkommandos eine ausschlaggebende Rolle. Getreu seinen Grundsätzen, nicht unnütz herumzuversuchen, nahm der Staatssekretär den Bau von U-Booten erst auf, nachdem 1906 das Ausland mit seinen Vorversuchen zu einem einigermaßen befriedigenden Abschluß gelangt war. Entscheidend war vor allem die Entwicklung eines geeigneten Motors. Erst der Diesel-Motor konnte als wirklich kriegsbrauchbar für einen Offensiv-U-Bootstyp angesehen werden. Seine Durchkonstruktion verbürgte 1911 die Verwendungsfähigkeit des Bootes zu längeren Fahrten an der feindlichen Küste. 1913 war das Hochsee-U-Boot frontreif. Schon die Flottennovelle 1912 sah den Bau ganzer Bootsserien vor. Es war also in der Tat nichts versäumt und keine Zeit verloren worden. An Hochsee-U-Booten besaßen 1914: Deutschland zehn, England sieben; einschließlich der älteren eben noch verwendungsfähigen Petroleummotorboote: Deutschland fünfundzwanzig, England siebzehn. Frankreich hatte den U-Bootbau als erstes Land gepflegt

und besaß eine Fülle für den Hochseekrieg nicht verwendbarer Boote und noch 1916 keinen brauchbaren Diesel-Motor. Daß unsere Werften noch bis zu Kriegsbeginn mit technischen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, beweist der Umstand, daß im August 1914 dreizehn U-Boote mit fast eineinhalbjähriger Bauverzögerung auf Stapel lagen.

Auch auf das kolonialpolitische Gebiet griff die schöpferische Arbeit des Staatssekretärs hinüber. In Kiautschou, das er seinerzeit als Chef des Kreuzergeschwaders selbst als Stützpunkt ausgewählt hatte, schuf er nicht nur aus dem elenden Chinesendorf Tsingtau in eineinhalb Jahrzehnten eine bedeutende Hafenstadt, sondern auch einen Mittelpunkt deutscher Kultur, Wissenschaft und Verwaltungskunst in einer fremden Welt. Interessant und bezeichnend ist, daß er durch weitsichtige Maßnahmen unter anderem einer zügellosen Bodenspekulation vorbeugte. Das Pachtgebiet galt selbst bei Gegnern als Musterkolonie.

In siebzehn Jahren hat Tirpitz dem deutschen Volke mit anerkannt geringen Geldmitteln eine Schlachtflotte samt allem ausgedehnten Zubehör, Wasser-, Kanal- und Landbauten, neu entwickelten Industrien und weitverzweigter Organisation gegeben, eine Flotte, die, auch nach dem Urteil englischer und amerikanischer Fachleute, eine Spitzenleistung darstellte und die es wagen durfte, mit der zahlenmäßig fast doppelt überlegenen, größten Flotte der Welt, die seit beinahe drei Jahrhunderten als unüberwindlich galt, fern von den Heimathäfen erfolgreich die Klinge zu kreuzen. Im Verein mit den U-Booten hat sie schließlich das britische Weltreich in seinen Grundfesten erbeben lassen.

Generaloberst von Einem, der als Kriegsminister viele Jahre die Arbeit des Großadmirals beobachten konnte, schreibt in seinen „Erinnerungen eines Soldaten“: „Seine Majestät der Kaiser hätte in der Tat keinen Besseren an die Spitze der Marineverwaltung stellen können, als diesen Mann.“

Politische Ziele und Möglichkeiten

Wie gliederte sich nun die Flotte als „Funktion“ der Seeinteressen und der großen Politik in die gesamtpolitische Entwicklung ein?

Die den „Risikogedanken" enthaltenden Sätze der Begründung des Flottengesetzes vom 14. Juni 1900 haben folgenden Wortlaut: „Deutschland muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigne Machtstellung in Frage gestellt wird." Diese Sätze bedeuten politisch die reine Defensive, militärisch eine Beschränkung der deutschen Flottenstärke auf das äußerst zulässige Maß. Im Sinne dieser programmatischen Ausführungen wollte der Großadmiral „in Stille Macht bilden". Der Staatsleitung war nach seiner Meinung die Aufgabe gestellt, die bis zur Fertigstellung einer achtunggebietenden Flotte währende Gefahrperiode durch eine friedliche zurückhaltende Politik zu überbrücken.

Trotz dieser mit aller Klarheit kundgegebenen politischen Zielsetzung des Flottenbaus wird von den Gegnern des Großadmirals behauptet, er habe durch ein „Wettrüsten" mit England das britische Reich herausgefordert und eine deutsch-englische Verständigung, die auf wirtschaftlichem Gebiete zu haben gewesen wäre, verhindert; die deutschen Flottenrüstungen hätten letzten Endes den Krieg verschuldet; die Risikopolitik des Großadmirals habe versagt.

Der Begriff „Wettrüsten" ist schon deshalb nicht am Platze, weil Deutschland niemals auch nur die Rüstungsgleichheit mit England angestrebt hat. In der Thronrede bei Eröffnung des Reichstages am 30. November 1897 heißt es ausdrücklich, daß „es nicht unsere Aufgabe sein kann, den Seemächten erstes Ranges gleichzukommen." Deutschland hat nie in der Quantität der Rüstungen, sondern nur in der Qualität des Geschaffenen geführt. Drohungen und Aufrüstung Englands haben Deutschland zu Sicherungsmaßnahmen genötigt.

Zu keiner Zeit hat die praktische Durchführung des Risikogedankens der Verständigung mit anderen Staaten, insbesondere mit England, im Wege gestanden. Mit wachsender Verstärkung der deutschen Flotte ist im Gegenteil ein zunehmendes Entgegenkommen von englischer Seite festzustellen. Zwischen 1909 und 1912 ist über eine Verständigung auf der Grundlage eines Stärkeverhältnisses der deutschen zur englischen Flotte von zwei zu drei, wie Tirpitz

vorgeschlagen hatte, oder von zehn zu sechzehn, wie der englische Lord der Admiralität Churchill anregte, verhandelt worden. Der Großadmiral hat ein solches Verhältnis öffentlich anerkannt. Er wäre bereit gewesen, auf dieser Grundlage das Flottengesetz Zug um Zug mit englischen Rüstungseinschränkungen abzubauen. Wenn der Vorschlag nicht zur praktischen Durchführung kam, so nur deshalb, weil England an seinem in der Weltgeschichte beispiellosen Anspruch einer mehr als doppelten Überlegenheit seiner Flotte gegenüber der deutschen festhielt. Churchill behauptet in seinem Buche „Die Weltkrise", Deutschland habe durch sein Verhalten im Jahre 1912, dem Jahre der letzten Flotten-Novelle und des Besuches des englischen Kriegsministers, Lord Haldane, in Berlin, „die englisch-französische Entente zusammengeschmiedet". Das ist ein Spiel mit Worten. Tatsächlich bestand diese Entente bereits seit 1904. Schon 1906 waren bindende Abmachungen zwischen den Generalstäben beider Länder für den Fall eines Krieges gegen Deutschland getroffen worden. Die Novelle 1912 brachte kaum nennenswerte Erweiterungen durch Neubauten. Der Großadmiral hätte sie fallen lassen, wenn Lord Haldane ein solides englisch-deutsches Neutralitätsabkommen mitgebracht hätte. Davon war indessen keine Rede. Er verschenkte nur freigebig Kolonien, die den Engländern nicht gehörten. Sein Besuch beim Kaiser im Februar 1912 erscheint nach einer eigenen Darstellung des Lords, die er am 10. Februar 1920 an der Universität Cambridge gegeben hat, in ganz anderem Licht als die Verständigungsfanatiker es glauben machen wollen. Der Lord erklärt, in Deutschland habe er damals „eine kaum vorstellbare Besorgnis vor einem englischen Angriff" vorgefunden. Er wünsche heute, „er hätte den Deutschen diese Besorgnis noch mehr ausreden können". England sei zum Kriege nicht fertig gewesen. Das erforderliche Expeditionsheer habe durch ihn noch geschaffen werden müssen. In all den Jahren habe man die Politik der Entente „nicht offen erörtern können"; das würde „den Kriegsausbruch überstürzt haben". Das große Ziel der englischen Liberalen sei gewesen, „den Krieg zu umgehen, bis England bereit war, die Bürde des Krieges auf sich zu nehmen". Der Lord

kam also mit der Absicht nach Berlin, Deutschland von seinem Flottenbau abzubringen und solange hinzuhalten, bis England seine Kriegsvorbereitungen beendet hatte. Im September desselben Jahres 1912 schrieb der englische Außenminister, Sir Edward Grey, an den russischen, Ssasonow, daß „England alles daransetzen werde, um der deutschen Machtstellung den fühlbarsten Schlag zu versetzen.“ Im gleichen Jahre übertrug England den Franzosen den Schutz des Mittelmeeres und zog sein Mittelmeergeschwader in den Kanal.

Daß England aus wirtschaftlichen Konkurrenzsorgen den Krieg gegen Deutschland betrieb und entfachte, kann durch Berge von Material belegt werden. Hier seien nur als amtliches Beweisstück wenige Sätze aus einer Unterhausrede des englischen Handelsministers Runciman vom Januar 1916 — wiedergegeben in „Times“ vom 11. Januar 1916 — angeführt. Er sagt u. a.: „Unsere eigenen nationalen und Handelsinteressen müssen . . . unser erster und soweit wir in Frage kommen, unser einziger Wegweiser sein. . . . In der Tat hat man uns beschuldigt, daß wir den Krieg in Wirklichkeit zu Handelszwecken ausbeuteten. Soweit sich dies in geschäftlicher Rührigkeit zeigt, sollten wir es mit Freuden begrüßen . . .“ Wir sollten „mit allen Mitteln die deutschen Finanzen schädigen und zugrunde richten . . . den deutschen Kredit zerstören, und sollten zu diesem Zweck alles tun, um Deutschlands Handel zu verkrüppeln, zu knebeln, zu erdrosseln und zu vernichten . . . (Großer Beifall). Deutschlands Handel muß so getroffen werden, daß es auf Jahrzehnte sein Haupt nicht mehr erheben kann und jede Möglichkeit verliert, seine Stellung auf dem Weltmarkt jemals wieder zu erobern.“

Die im wesentlichen von England geschaffenen wirtschaftlichen Bedingungen des Versailler Friedensdiktates sowie die Fortsetzung des wirtschaftlichen Vernichtungskrieges nach dem Friedensschluß bis zum heutigen Tage, vor allem in der Tributpolitik der Alliierten, sind der Schlußstein in der Reihe unwiderleglicher Beweise für die Richtigkeit der Ansicht des Großadmirals und seiner politischen Freunde. Diese deckte sich auch vollkommen mit der geschichtlichen Überlieferung Englands, die Tirpitz nie aus dem Auge verlor.

Von dieser Auffassung ausgehend, war die Frage für Deutschland nur die: Sollen wir es England leichter oder schwerer machen, uns niederzuschlagen?

Übrigens ist ein unverdächtiger Zeuge des Großadmirals der sonst nicht gerade zu den „Machtpolitikern" gehörende letzte deutsche Botschafter in London, Fürst Lichnowsky. In einem „Offenen Brief" an den Großadmiral, veröffentlicht im „Berliner" Tageblatt vom 27. November 1926, schreibt er: „Wir begegneten uns in der Überzeugung, daß unsere Flotte die Teilnahme Englands am Kriege nicht verschuldet hat, daß England auch ohne die Flottenfrage und ohne die belgische Neutralitätsverletzung ein zweites Sedan niemals zugelassen hätte, und in diesem Sinne hatte ich stets berichtet, ohne freilich im Auswärtigen Amt Glauben zu finden."

Natürlich hat der deutsche Flottenbau die bestehende Gegnerschaft britischer Imperialisten und der englischen Admiralität verschärft. Das mußte in Kauf genommen werden. Höhepunkte der Spannung lagen Ende 1904, nach dem Hull-Zwischenfall*, und 1908, als Admiral Lord John Fisher der englischen Regierung ernstlich den Vorschlag machte, die deutsche Flotte mitten im Frieden zu überfallen und gewaltsam wegzunehmen. Warum man den Angriff damals nicht unternahm, verrät Lord Haldane ebenfalls in der oben erwähnten Rede zu Cambridge. England, so sagte er, konnte nicht zuschlagen, „weil Rußland infolge des Krieges gegen Japan schwach und Frankreich noch nicht fertig war." Also damals, wie 1914, wagte England den Krieg gegen Deutschland nicht ohne Hilfe zweier Großmächte. Auch 1914 griff es erst ein, nachdem der Krieg für seine Bundesgenossen unwiderrufliche Tatsache geworden und es ihrer Hilfe sicher war. Der Risikogedanke war demnach bis 1914 schon über die in seiner Formulierung gezogenen Grenzen hinaus wirksam geworden. Ist durch die Teilnahme des britischen Imperiums am Kriege gegen

---

* Während des russisch-japanischen Krieges hatte ein russisches Geschwader auf der Höhe von Hull (England) englische Fischerfahrzeuge beschossen, in dem Glauben, in England gebaute japanische Torpedoboote vor sich zu haben. In England behauptete man, Deutschland habe die Russen dazu veranlaßt und drohte deshalb mit dem Angriff.

Deutschland nicht seine ehemalige Machtstellung bereits „in Frage gestellt"? Sind ihm nicht gefährlichere Gegner und Wettbewerber entstanden, als das deutsche Reich es jemals war? Wäre die Verständigung mit Deutschland nicht für die Erhaltung der britischen Weltstellung der klügere Weg gewesen? Diese Fragen sind noch nicht entschieden.

Der Großadmiral hat grundsätzlich folgende Richtlinien für die Staatspolitik vertreten: 1. Erhaltung des Friedens, bei dem wir jährlich gewannen; 2. Vermeidung aller Zwischenfälle infolge von Anbiederungsversuchen, die insbesondere der Engländer nicht verträgt, oder von Herausforderungen; 3. eine Gleichgewichtspolitik zur See, von der schon Bismarck gesprochen hatte; 4. gegenseitige Ergänzung von Flottenpolitik und Bündnispolitik. Als große Linie verfolgte er den Zusammenschluß aller freien Völker ohne Vormundschaft der Angelsachsen. An eine Hilfe der Vereinigten Staaten gegen die englischen Vormachtansprüche hat der Staatssekretär nie geglaubt. Er hielt die kapitalistische Vertrustung der angelsächsischen Nationen für stärker als die Verlockungen eigener amerikanischer Weltpläne. Die ausschlaggebende Stellung hatten nach seiner Ansicht Rußland und Japan. Für ein gutes Verhältnis zu diesen beiden Mächten hat sich Tirpitz stets eingesetzt. Der europäisch-asiatische West-Ost-Block hätte die englischen Machenschaften zerschlagen und Deutschland eine starke Sicherung gegeben. Daß diese Lösung auch für Rußland und Japan glücklicher gewesen wäre, leugnet heute kein einsichtiger ehemaliger Staatsmann dieser Länder mehr. Ein in politischer Mission nach Europa entsandter japanischer Seeoffizier hat es dem Verfasser offen zugegeben. Bezeichnenderweise fügte er entschuldigend hinzu: „Wer konnte ahnen, daß Deutschland so zusammenbrechen würde." Für die hohe Achtung vor Tirpitzscher Staatskunst zeugt es, daß Mitte Dezember 1922 der japanische Admiral Kato beim Großadmiral in St. Blasien erschien, um sich, nicht ohne höheren Auftrag, in mehrtägiger Unterhaltung über seine Auffassung der neu entstandenen Weltlage und der für Japan vorliegenden Möglichkeiten, auch hinsichtlich Deutschlands, zu unterrichten.

Für das Zustandekommen des West-Ost-Blocks war, mit Rücksicht auf die englische Gegnerschaft, eine starke deutsche Flotte Vorbedingung. Bei der noch um die Jahrhundertwende herrschenden russisch-englischen Feindschaft konnte man annehmen, daß es einer zielsicheren und entschiedenen deutschen Politik wohl hätte gelingen müssen, Rußland für den Gedanken eines deutsch-russischen Zusammengehens zu erwärmen. Allerdings mußten wir dann rechtzeitig für Rußland optieren. Vor eine wichtige Entscheidung wurden wir schon um die Jahrhundertwende gestellt, als fast gleichzeitig ein englisches und ein russisches Anerbieten an uns erfolgten. Ein Eingehen auf den Chamberlainschen Vorschlag eines Bündnisses mit England im Jahre 1899 hätte uns Rußland entfremdet und uns wahrscheinlich sogar in einen Krieg gegen unseren östlichen Nachbarn verwickelt. Das Anerbieten war überdies nicht durch den britischen Premierminister, Lord Salisbury, gedeckt, daher unsicher und mit einem großen Risiko für unsere kontinentale Stellung verknüpft. Wohl aber hätte man versuchen sollen, den russischen Vorschlag von 1900, sich mit Frankreich gegen England zu stellen, dahin abzubiegen, daß eine offene Spitze gegen England vermieden und eine Annäherung an Rußland erreicht wurde. Ob es für Deutschland richtig war, die russische Anregung mit dem Vorschlag einer gegenseitigen Verbürgung des territorialen Bestandes zu beantworten, der für Frankreich mit Rücksicht auf Elsaß-Lothringen untragbar war, ist mindestens strittig. Nach der französisch-englischen Verständigung von 1904 und gar nach der englisch-russischen von 1907, die der bisherigen von Holstein geleiteten Politik den Boden entzog, hätte man die Lage Deutschlands unbedingt klären müssen, sei es durch ein Übereinkommen mit Rußland oder, wenn dieses nicht zu erreichen war, durch eine Abrechnung mit Frankreich, solange Rußland durch den Krieg gegen Japan und durch Revolution im Innern gehindert war, seinem Bundesgenossen beizuspringen. Man hat, in richtiger Erkenntnis des sich schon damals tatsächlich vorbereitenden Angriffs, an eine solche Lösung in Deutschland wohl gedacht, ohne indessen den letzten Entschluß zu finden. Ob der Großadmiral für ein Durchhauen des Knotens zu haben gewesen

wäre, kann nach seiner politischen Grundeinstellung zweifelhaft erscheinen. Er drängte vielmehr beständig auf den nicht aussichtslosen friedlichen Weg der Verständigung mit Rußland über Konstantinopel und die Dardanellen. Dabei kam ihm zustatten, daß es ihm gelungen war, das besondere Vertrauen des Zaren Nikolaus II. zu erwerben. In politischen Gesprächen versicherte ihm der Zar, er werde mit Deutschland Frieden halten. Dabei war sich der Großadmiral darüber im Klaren, daß die Zarenpartei in Petersburg schwächer war als die der deutschfeindlichen Großfürsten, mit der England spielte. Wenn er sich 1904 zu Beginn des russisch-japanischen Krieges nicht für den Abschluß eines förmlichen Bündnisses mit Rußland aussprach, so veranlaßte ihn hierzu im Augenblick die Rücksicht auf die deutschfeindliche Stimmung in England, das auf japanischer Seite stand. Die Gefahr eines Übergreifens des fernöstlichen Zusammenstoßes auf Europa, die nach dem Hull-Zwischenfall sichtbar wurde, mahnte zur Vorsicht. Nach dem Scheitern der russischen Pläne im fernen Osten war die Stoßrichtung der russischen Politik wieder auf Konstantinopel verlegt. Das Herandrängen des Zarenreiches an ein warmes Meer folgte hier dem natürlichen Gedanken der kürzesten Verbindung des wirtschaftlich aussichtsreichsten russischen Gebiets, der Ukraine, mit der großen Handelsstraße des Mittelmeeres. Die Stützung der Türkei in Form der deutschen Militärmission in Konstantinopel erregte nach Lage der Dinge in Petersburg wachsenden Unwillen. Er machte sich später in offiziellen Kriegsdrohungen Luft; der russische Außenminister Ssasonow äußerte, der Weg nach Konstantinopel führe über Berlin. Des Großadmirals immer wiederholter Rat ging dahin, Deutschland solle sich aus Konstantinopel zurückziehen und einen etwa erfolgenden österreichischen Einspruch zurückweisen. Österreich war letzten Endes auf unsere Hilfe angewiesen. Der Verzicht auf unsere Stellung in der Türkei wäre Rußland wohl ein deutsch-russisches Freundschaftsabkommen wert gewesen. Das Heranrücken der Russen an das Mittelmeer, den Weg zum Suezkanal flankierend, hätte sofort eine englisch-russische Spannung ausgelöst. Herr von Bethmann ging indessen einen anderen Weg. Mit unserer Politik Berlin—

Bagdad klemmten wir uns zwischen die beiden Mächte und verdarben es mit Rußland. Der Versuch, uns mit allen gut zu stellen, machte unsere Politik in allen Hauptstädten Europas verdächtig. Über dem Verständigungsstreben wurde die Schaffung von Reibungsflächen zwischen den übrigen Großmächten verabsäumt. So mußten wir schließlich, mit dem morschen von Rußland seit dem Krimkriege gehaßten Österreich allein im Bunde, zeitweise sogar in seiner Gefolgschaft, in die verhängnisvolle Lage von 1914 hineintreiben. Im Kriege brachte Bethmann, dem die englischen Neigungen immer mehr die Tore Petersburgs verschlossen, 1916 den Frieden mit Rußland nicht zustande, obwohl der Zar mit der Ernennung Stürmers das Signal hierfür gegeben hatte.* Dann führte die unglückselige Schaffung eines selbständigen Polen zum völligen Bruch. Der Zar nannte sie „eine Ohrfeige in das Gesicht Rußlands". Der Großadmiral war außer sich.

Die Voraussetzung für die englische Kriegspolitik gegen Deutschland war die französisch-russische Hilfe. Der Schlüsselpunkt dieser englischen Front lag in Rußland. In dem Augenblicke, wo es uns gelang, Rußland abzuspalten, war nicht nur die englische Einkreisungspolitik gegen Deutschland zerschlagen, sondern es drohte ein kontinentaler Zusammenschluß gegen England. Die russische Bereitwilligkeit, einen Stellungswechsel vorzunehmen, hätte durch landmilitärischen Druck von deutscher Seite gefördert werden müssen. Risikogedanke und Bündniskraft der deutschen Flotte mußten nach Osten und Westen durch einen Risikogedanken der Landrüstungen Deutschlands ergänzt werden, vor allem wenn es zu einer politischen Verständigung mit Rußland nicht kam. 1907, nach der russisch-englischen Verständigung, spätestens aber 1911, hätten wir eine Heeresverstärkung vornehmen sollen. An sich mochte der Heeresbestand, rein militärisch betrachtet, den Anforderungen des Zweifrontenkrieges, selbst unter Beteiligung Groß-Britanniens, genügen. Es kam hier aber wesentlich auf die politische Wirkung an. Die vor dem Krieg zu be-

* Gleichzeitig wurde mit Japan verhandelt. Auch diese Friedensmöglichkeit scheiterte an der zu England neigenden Einstellung der deutschen politischen Leitung.

obachtende, überhebliche russische Siegesgewißheit, die auf dem Gefühl überlegener Rüstungen zu Lande beruhte, bestärkte England in seinen Plänen und förderte sein Spiel gegen Deutschland. Deshalb forderte der Großadmiral 1911 nach der Agadir-Krise den Kriegsminister, General v. Heeringen, auf, mit ihm im Bunde eine sofortige Heeresverstärkung durchzusetzen. Leider wirkte sich die Anregung des Großadmirals erst ein Jahr später unter einem neuen Kriegsminister aus. Übrigens wären auch die Mittel für die Neuerrichtung der angeblich im Kriege fehlenden zwei bis drei Armeekorps vorhanden gewesen.

Der Risikogedanke des zweiten Flottengesetzes hat, wie das Bündnisstreben Englands zeigt, die von ihm erwartete Wirkung noch übertroffen. Einem Bund aller großen Seemächte der Welt gegen Deutschland konnte er freilich nicht standhalten. Der deutsche Flottenbau war kein unfehlbares Rezept zur Vermeidung eines englischen Angriffs und des Weltkrieges — solche Rezepte gibt es ebensowenig für die Politik wie für den militärischen Sieg —, aber er war ein Mittel, das drohende Unheil vielleicht noch abzuwenden. Es durfte nicht unbenutzt bleiben. Nicht die Risikopolitik des Staatssekretärs ist gescheitert, sondern die Risikopolitik scheiterte an der Unzulänglichkeit der politischen Reichsführung.

Nimmt man aber einmal an, die außenpolitische Entwicklung bis zum Jahre 1914 wäre unvermeidlich gewesen, schicksalhaft bestimmt durch die Kraftentfaltung des geeinten Deutschland, etwa wie die Koalition gegen das Preußen Friedrichs des Großen — eine Annahme, die der Großadmiral nicht ohne weiteres von der Hand wies, aber keineswegs als feststehend hinnahm —, so war die Schaffung einer starken deutschen Flotte für den Fall eines dann kaum vermeidbaren Weltkrieges erst recht eine unabweisbare militärische Notwendigkeit. Das werden die später folgenden Betrachtungen beweisen.

England fürchtete in der Welt zwei Staaten und behandelte sie deshalb als Gegner: Rußland und Deutschland. Das Vordringen Rußlands an das Mittelmeer wurde von England im Krimkrieg im Bunde mit Frankreich, seine Ausdehnung am Pazifischen Ozean auf Be-

treiben Englands von Japan aufgehalten. Bei Vernichtung der russischen Geschwader vor Port Arthur und Tsuschima (1904 und 1905) waren auf japanischer Seite englische Seeoffiziere anwesend. Dann nährte England die Mißstimmung Rußlands gegen Deutschland bis zum Bruch. Als im Weltkrieg Rußlands Kraft zu Ende ging, peitschte 1917 der unter englischem Einfluß stehende Kerenski das erschöpfte Volk zum letzten Widerstand auf. Damit wurde Rußland im Dienste Englands gegen Deutschland in den völligen Zusammenbruch hineingetrieben. Nachdem auch Deutschland schließlich mit Hilfe der durch das englische Element in den Krieg verwickelten Amerikaner erwürgt war, hatte sich England, von der ganzen Welt unterstützt, seiner beiden Gegner entledigt. Der Großadmiral erkannte seit einem Jahrzehnt das englische Treiben. Daß er in Rußland und Deutschland mit seinen Warnungen nicht volles Verständnis fand, ist beiden Reichen zum Verhängnis geworden.

Im Weltkrieg bis zur Entlassung

Der Ausbau der Flotte war noch nicht beendet, als das drohende Kriegsgewitter über Deutschland losbrach. Die deutsche Wehrmacht rechtfertigte das in sie gesetzte Vertrauen. Ihre Mobilmachung und der Aufmarsch des Heeres rollten planmäßig wie ein riesiges Uhrwerk ab. Dagegen hatte es in der Politik, in der Wirtschaft und an manchen Stellen der Verwaltung an einer Mobilmachung gefehlt; an eine Weltkatastrophe hatte man nicht glauben wollen.

Was dem Großadmiral von Anfang an die größte Sorge bereitete, war die Unterschätzung der Engländer als Gegner. Bei dem deutschen Fehlurteil über Wesen und Politik des Briten war sie erklärlich. Man sah im Engländer den geschäftstüchtigen, friedliebenden liberalen Weltbürger deutschen Schlages. „Weltpolitik und kein Krieg" war in diesen Kreisen Glaubenssatz geworden. Sie hatten weder die See noch den britischen Imperialisten verstanden.

Als England den Krieg erklärte, suchten diese Wunschgläubigen das zusammengestürzte Kartenhaus ihrer Illusionspolitik mit dem Mut der Verzweiflung wieder aufzubauen. Herr von Bethmann sprach von dem „kurzen

Gewittersturm, der bald vorüber gebraust sein werde". Das Gelingen des Durchbruchs der Kreuzer „Goeben" und „Breslau" im Mittelmeer Anfang August 1914 glaubte er als „absichtliches Entgegenkommen" der Engländer deuten zu sollen und begann mit dieser Begründung beim Chef des Admiralstabes, Admiral Pohl, auf die Zurückhaltung der deutschen Flotte zu drängen, um das nach seiner eigensinnig verfochtenen Ansicht friedensbereite England „nicht zu reizen". Aus dem gleichen Grunde hemmte er später die sachgemäße Verwendung der Luftschiffe und U-Boote.*

Der Großadmiral hatte Mühe, den leitenden Stellen die von England drohende ungeheure Gefahr klar zu machen. Er fürchtete von Anbeginn den „schweigenden Druck der Seeherrschaft" und war bemüht, ihm vorzubeugen. Als einen seiner ersten Erfolge erreichte er die Entsendung der „Goeben" und der „Breslau" nach Konstantinopel, um dieses Faustpfand für einen Frieden mit Rußland zu sichern. Corbett, der Verfasser des englischen Admiralstabswerkes, nennt dieses Unternehmen „eines der kühnsten und durchdachtesten des Krieges". Dann rüstete er, mit Rücksicht auf die Bedrohung des rechten Flügels des Westheeres durch englische Landungstruppen, das Marinekorps aus, das bei der Einnahme von Antwerpen mitwirkte und die flandrische Küste besetzte. An seine Spitze berief er den trefflichen Admiral Ludwig von Schröder, dessen kernige, aufrechte, unerschütterliche und mutige Natur ganz dem Soldatenideal des Großadmirals entsprach.

Noch vor Ausbruch des Krieges hatte er als besonders dringlich die Errichtung einer Obersten Seekriegsleitung unter einem Oberbefehlshaber der Marine betrieben. Schon am 29. Juli 1914 hatte er den Chef des Marinekabinetts, Admiral von Müller, gebeten, er möge eine Kabinettsorder in diesem Sinne erwirken. Er, Tirpitz, sei bereit, den Oberbefehl zu übernehmen. Bei seiner genauesten Kenntnis der sachlichen und der unwägbaren Werte der Marine, nach seiner Vergangenheit wie nach seiner Persönlichkeit war er zweifellos der gegebene Mann. Die Belastung des Kaisers als

* „Nichts reizt so sehr, wie etwas, gegen das man sich nicht wehren kann" (wörtlich aus einem dem Kaiser in die Hand gespielten Briefe!) [„Wie es kam" von Dr. Bang, Süddeutsche Monatshefte Juli 1919.]

Obersten Kriegsherrn mit einer Ressortverantwortung schien ihm vor allem deshalb unmöglich, weil dann die Gefahr des „Hofkriegsrats“ und damit der Zersplitterung der Verantwortlichkeit bestand, die schon 1806 Preußen so gefährlich geworden waren. Die Antwort auf Tirpitz' Antrag war ablehnend. Es wurde nur angeordnet, daß der Chef des Admiralstabes, zu Kriegsbeginn Admiral Pohl, bei wichtigen Entscheidungen die Ansicht des Großadmirals einzuholen und dem Kaiser gegebenenfalls mit vorzutragen habe: „eine unglückselige Halbheit“. Irgendwelche Befehlsbefugnis erhielt der Staatssekretär nicht. Die Frage der Organisation der Spitzenbehörden, die Tirpitz angeblich fehlerhaft gelöst haben soll, spielte bei der Errichtung der Obersten Seekriegsleitung nicht die geringste Rolle. Wie die Heerführer konnte man auch den Oberbefehlshaber der Marine in einer Kabinettsorder von zwei Zeilen ernennen. Es war keine Organisationsfrage, sondern eine Personenfrage. Der Apparat, Admiralstab und Reichsmarineamt, war vorhanden wie beim Heer Generalstab und Kriegsministerium. Der Großadmiral hätte als Oberbefehlshaber der Marine von einem zentral gelegenen Platz an der Nordsee geführt und sich, je nach der Lage, an Bord des Flottenflaggschiffes begeben. Zur formalen Flottenführung stand der Flottenstab zur Verfügung.

Weiter sagt man, Tirpitz hätte sich im Hauptquartier durchsetzen sollen. Tatsächlich hat er alle möglichen Mittel erschöpft. Immer wieder wies man ihn in seine Ressortschranken als Staatssekretär zurück. Schließlich blieben nur noch das Abschiedsgesuch oder eine ernstere Form gemeinsamen Einspruchs der Führer, man könnte es vielleicht Palastrevolution nennen. Den Abschied hat er mehrfach eingereicht, nachdem die schärfsten Formen des Protestes und Ermahnungen vergeblich gewesen waren. Später hat er versucht, einen gemeinsamen Einspruch der Bundesfürsten und angesehener Generale beim Kaiser gegen das Versagen der Reichsleitung und gegen Kabinettseinflüsse zustandezubringen. Der Vorstoß scheiterte. Was hätte der Großadmiral darüber hinaus noch tun können?

Wir, die wir zusammen mit ihm 1915 im Großen Hauptquartier waren, drängten ihn, den Kanzlerposten anzustreben.

Er hätte sich damals nicht versagt, wenn er gerufen worden wäre. Sich selbst anzubieten, hielt er, gewiß mit Recht, für aussichtslos.

Reichskanzler von Bethmann versucht die Tatsache, daß die politische Führung den rechtzeitigen Einsatz der Flotte verhindert habe, in seinen „Betrachtungen zum Weltkriege" abzustreiten. Die Frage sei nicht beim Kaiser zur Erörterung und Entscheidung gebracht worden. Formal ist das richtig. Der Kanzler kann aber nicht in Abrede stellen, daß er von Kriegsbeginn an und später wiederholt, wie schon erwähnt, auf den für die Tätigkeit der Flotte verantwortlichen Chef des Admiralstabes, Admiral Pohl, nach dessen Aufzeichnungen, in amtlicher Eigenschaft im Sinne einer Zurückhaltung und eines Nichteinsatzes der Flotte eingewirkt hat. Bei seiner Stellung als Reichskanzler konnte er über Gewicht und Wirkung seiner Äußerungen nicht im Unklaren sein. Daß Einflüsse dieser Art auch auf den Kaiser und auf den Chef des Marinekabinetts, Admiral von Müller, sich geltend gemacht haben, steht außer Zweifel.

Dagegen suchte der Großadmiral schon bei der ersten Unterbrechung der Kabelverbindungen, zwei Tage vor der englischen Kriegserklärung, durch einen Offizier seines Stabes, den er deswegen zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes schickte, der Flotte schnellste Handlungsfreiheit zu sichern. Noch vor Beginn des Krieges erreichte er eine Änderung des Operationsbefehls für die Flotte, den er damals zum ersten Male zu Gesicht bekam, dahingehend daß Gelegenheiten zum Schlagen nicht nur ausgenützt werden „könnten", sondern „müßten". Dann hat er nach seinem Kriegstagebuch und nach Aufzeichnungen der Admirale Pohl und von Müller in den ersten Wochen des Krieges und später immer wieder beim Kaiser, beim Chef des Admiralstabes und beim Marine-Kabinettschef auf offensive Betätigung der Flotte und Entfaltung größerer Initiative gedrängt. Zur Beurteilung seiner Auffassung können natürlich nur dienstliche Stellungnahmen, nicht Privatgespräche mit Außenstehenden herangezogen werden, bei denen andere Rücksichten mitsprachen. Der Staatssekretär wollte nicht die Aufopferung der Flotte in sinnlosem Draufgängertum. Er wollte ein Vorgehen, in dem Kühnheit gepaart war mit

Vorsicht, die der fast um die Hälfte Schwächere üben mußte. Den sogenannten „Kleinkrieg" mit verzetteltem Einsatz von Flottenteilen, wie in den wenig glücklichen Seegefechten bei Helgoland am 28. August 1914 und auf der Doggerbank am 24. Januar 1915, lehnte er als grundfalsch ab. Nach „Leitsätzen", die er am 15. August 1914 an den Chef des Marinekabinetts sandte, schwebte ihm eine organische Entwicklung der deutschen Flottenoffensive vor in zunächst vorfühlenden und — nach der baldigst zu erwartenden Bereitstellung der Reservegeschwader — weiter ausholenden Vorstößen mit der ganzen Flotte. Dabei sollte der Gegner, wenn möglich, durch Teilerfolge in Torpedobootsangriffen, Minenunternehmen und ähnlichem geschädigt und bei günstiger Gelegenheit zur Schlacht gestellt werden.

Die Behauptung, daß sich solche Gelegenheiten wegen der Zurückhaltung der Engländer in der weiten Blockade nicht geboten hätten, ist nach der jetzt vorliegenden genauen Kenntnis des Verhaltens der englischen Flotte nicht aufrechtzuerhalten. In England stand der großen Zahl der Anhänger eines angriffsweisen Vorgehens und der Befürworter einer engen Blockade der deutschen Bucht, zu denen die meisten Seeoffiziere, auch solche in leitenden Stellungen, gehörten, eine kleine Gruppe der Vertreter einer defensiven Strategie mit weiter Blockade gegenüber. Zu diesen rechneten allerdings die maßgebenden Persönlichkeiten, der erste Lord der Admiralität, Churchill, ein Politiker, und Admiral Jellicoe, der zu Kriegsbeginn einen Anhänger der Offensivstrategie, Admiral Callaghan, als Flottenchef ablöste. Damit siegte zunächst die Richtung des defensiven Verhaltens. Das war aber nicht von vornherein sicher. Erst nach der ersten Beschießung englischer Küstenstädte durch die deutschen Schlachtkreuzer am 16. Dezember 1914 schlug Churchill dem englischen Ministerpräsidenten, entgegen seiner bisher vertretenen Anschauung, ein offensives Vorgehen der Flotte vor. Die deutsche Annahme, daß der Lärm der öffentlichen Meinung den englischen Politiker, und damit die englische Flotte, zu offensiven Plänen elektrisieren werde, erwies sich als richtig. In gleichem Sinne hatte der neuernannte erste Seelord der Admiralität, Admiral Lord John Fisher, eingewirkt. Es wurde für 1916 eine großangelegte Flotten-

offensive vorbereitet, die, mit der Aufrollung der deutschen Stellungen an der flandrischen Küste beginnend, sich in der engen Blockade der deutschen Bucht mit Wegnahme von Borkum fortsetzen sollte und die schließlich, nach Niederkämpfung oder Einschließung der deutschen Flotte, eine Landung russischer Truppen in Pommern mit englischer Flottenhilfe vorsah. Der Plan ist nie wirklich aufgegeben worden; er versandete aber im Dardanellen-Unternehmen. Lord Fisher ging, und die englische Seekriegsleitung kehrte zur defensiven Strategie zurück. Der Mißerfolg vor dem Skagerrak bestärkte sie in dieser Haltung. Im ersten Halbjahr des Krieges war die englische Schlachtflotte nicht in offensiver Absicht, sondern aus Besorgnis vor deutschen Überfällen in ihren Liegehäfen, fast dauernd in See. Dabei hat sie sich zwischen Kriegsbeginn und dem 1. Januar 1915 dreiundzwanzig Mal innerhalb fünfzig bis zweihundertundfünfzig Seemeilen von Helgoland aufgehalten. Die Gelegenheit, mit ihr oder mit englischen Flottenteilen — wie es z. B. beinahe während des deutschen Vorstoßes am 15. und 16. Dezember 1914 geschehen wäre — zusammenzutreffen, war also gegeben. Auch das Kräfteverhältnis war für Deutschland günstig, am günstigsten im Oktober 1914.

Des Großadmirals immer wiederholtes Drängen auf regere Initiative verschaffte schließlich der Flotte größere Bewegungsfreiheit. Admiral Bachmann — 1915 Chef des Admiralstabes — der sich mit Tirpitz in voller Übereinstimmung befand, hatte daran rühmlichen Anteil. Unter Admiral Scheer kam es dann am 31. Mai 1916 vor dem Skagerrak zu dem langersehnten Zusammenstoß der Hauptflotten.

Wenn jemals eine Schlacht Grundsätze für Aufbau und Ausbildung einer Streitmacht als richtig bestätigt hat, so die Schlacht vor dem Skagerrak die des Großadmirals. Der deutsche Schlachterfolg wurde nicht durch taktische Vorteile, sondern im Kampfe Schiff gegen Schiff erzielt. Angriffskraft und Standkraft unserer Schiffe haben sich bei ausreichender Geschwindigkeit denen des Gegners überlegen erwiesen. Die deutsche Artillerie mit ihrem durchschnittlich geringeren Kaliber, aber ihrer besseren Munition, fügte, an

Großkampfschiffen gemessen, dem zahlenmäßig fast doppelt so starken Gegner im Fernfeuer die dreifachen Verluste zu. Unsere Schiffe konnten noch mit fünfundzwanzig schweren Treffern in der Linie bleiben, „Seydlitz" außerdem mit einem Torpedotreffer während der Schlacht noch eine Geschwindigkeit von vierundzwanzig Seemeilen in der Stunde halten. Ein neues englisches Linienschiff dagegen mußte mit nur einem Torpedotreffer die Linie verlassen und nach Hause geschleppt werden. 1914 war das neue Schlachtschiff „Audacious" durch einen einzigen Minentreffer sogar zum Sinken gebracht worden. Was nützten den englischen Schiffen das stärkere Kaliber ihrer Geschütze und die höhere Geschwindigkeit, wenn sie den deutschen Waffen nicht standzuhalten vermochten, sondern in kurzer Zeit kampfunfähig wurden, in die Luft flogen oder sanken! Admiral Jellicoe gibt im Schlachtbericht die konstruktive Überlegenheit der deutschen Schiffe zu.

Skagerrak ist eine glänzende Rechtfertigung des Großadmirals von Tirpitz, sowohl seiner Baupolitik der „mittleren Linie" wie seiner strategischen Forderung der Offensive schon zu Beginn des Krieges, als das Stärkeverhältnis für uns noch günstiger war als am 31. Mai 1916. Die Kritiker des Großadmirals haben an diesem Tage mit den Engländern eine Schlacht verloren.

Vom Großadmiral wird unter anderem behauptet, er habe die Schlacht als Selbstzweck und den Einsatz der Flotte „sinnlos", aus „Prestige-Rücksichten" gefordert. Das bedeutet eine völlige Verkennung des richtigen militärischen Urteils und strategischen Denkens des Staatssekretärs. Er betrachtete die Schlacht nur als Mittel zum großen Endzweck und suchte sie, weil er sie strategisch für notwendig hielt und an den Sieg glaubte. Die strategische Lage der englischen Flotte war von der unseren grundverschieden. Die englische Flotte beherrschte durch ihr bloßes Vorhandensein, als „fleet in being", die Ausgänge der Nordsee nach dem Ozean. Der Unterlegene durfte nicht wagen, sie ungeschwächt in seinem Rücken zu lassen. Damit erreichte sie den Zweck der Blockade, die Absperrung Deutschlands. Jeder Kampf bedeutete bei dem ihm innewohnenden Risiko eine Gefährdung dieser ihrer entscheidenden Fernwirkung.

Die deutsche Flotte dagegen erreichte bei ihrer geringeren Stärke von ihrem Standort im äußersten Winkel der Nordsee aus durch ihr bloßes Vorhandensein eine Absperrung oder Bedrohung Englands nicht. Deshalb mußte sie durch offensives Vorgehen und durch die Schlacht eine Schwächung, wenn möglich die Niederlage des Gegners anstreben. Auch die deutsche Flotte besaß durch ihr Dasein eine Fernwirkung. Von der deutschen Bucht aus bedrohte sie einen um Skagen in der Richtung der Ostsee vorstoßenden Gegner in Flanke und Rücken. Da die englische Führung dieses Risiko wie das einer Niederkämpfung der deutschen Flotte nicht eingehen wollte, blieben die östliche Nordsee, die Ostsee und die sie verbindenden Gewässer vom Feinde frei. Diese Seeherrschaft hatte weitreichende Wirkungen. Sie verhinderte die freie Versorgung Rußlands aus den westlichen Arsenalen über die Ostsee und drängte sie auf den völlig unzureichenden Weg über das nördliche Eismeer. Rußland ist, wie Kapitän von Schoultz, der russische Attaché bei der englischen Flotte, Churchill schon im April 1915 vorausgesagt hat, auch an dem Mangel ausreichender Zufuhren zusammengebrochen. Große Materialschlachten gegen die deutsche Ostfront wurden unmöglich. Damit schwand auch die Gefahr des Durchbruches durch die hier verhältnismäßig schwachen deutschen Linien; zum mindesten wurde die Verwüstung unserer Ostprovinzen, wahrscheinlich Schlimmeres abgewendet. Gemeinsame Operationen unserer Gegner in Ost und West wurden unmöglich. Dagegen hielt unsere Seeherrschaft die Ostsee für die lebenswichtigen deutschen Zufuhren offen. Ohne diese Zufuhren, z. B. von Eisenerzen aus Schweden, hätten wir den Krieg kaum länger als ein Jahr führen können. Außerdem lagen die Hauptstädte der nordischen Neutralen in unserem Machtbereich, vor den englischen Kanonen geschützt. Das war politisch, unter Umständen auch militärisch, von entscheidender Wichtigkeit.

Diese Seeherrschaft durch Fernwirkung konnte nie mit einer Kreuzer- oder U-Bootsflotte erreicht werden, sondern nur mit einer Schlachtflotte. Ebenso war die englische Seeherrschaft an den Ausgängen der Nordsee oder auf den Ozeanen nur durch eine Schlachtflotte und durch die

Seeschlacht zu brechen. Konnte der deutsche Generalstab den entscheidenden Sieg zu Lande innerhalb kurzer Zeit nicht in Aussicht stellen, so wäre es unverantwortlicher Leichtsinn gewesen, angesichts des seit Jahren drohenden Weltkrieges den Bau einer Schlachtflotte von mindestens der Stärke, wie sie 1914 vorhanden war, zu unterlassen.

Die zweite entscheidende seemilitärische Frage war die des uneingeschränkten Unterseeboot-Handelskrieges. Erst in den ersten Kriegsmonaten hatte sich die Möglichkeit der Verwendung des U-Bootes zu weit ausholenden Unternehmen auf hoher See gezeigt. Das U-Boot gestattete uns, dank seiner Eigenart, das zu erreichen, was mit Überwasser-Schiffen nicht ohne weiteres möglich war, nämlich an die für das Inselreich lebenswichtige Überseezufuhr und damit an seine Schlagader heranzukommen. Es verlängerte den Arm unserer Flotte bis in den Ozean. Andererseits bedurfte es der Flotte zum Schutze seiner Operationsbasis in der Heimat. Tirpitz griff den Gedanken, das U-Boot zum Handelskrieg zu verwenden, sofort auf. Er tat dies mit um so größerem Nachdruck, als mit dem Erstarren der Landfronten im Grabenkrieg die Gefahr des Erschöpfungskrieges, der für uns nur verzweifelte Aussichten bot, drohend heranwuchs.

Man hat dem Großadmiral vorgeworfen, er habe den nicht rechtzeitigen Beginn und die unzureichende Wirkung des U-Boot-Handelskrieges durch Vernachlässigung des U-Bootbaues vor und während dem Kriege mitverschuldet. Daß diese Beschuldigung für die Zeit vor dem Kriege nicht zutrifft, ist schon bewiesen. Bei Kriegsausbruch waren fünfundvierzig U-Boote fertig und im Bau. Nach Kriegsbeginn hat der Staatssekretär bis zu seinem Rücktritt noch hundertsechsundachtzig U-Boote in Bau gegeben, zusammen zweihunderteinunddreißig. Er hat sich durch Besichtigungsreisen davon überzeugt, daß auf den vorhandenen eingearbeiteten U-Bootswerften nicht mehr geleistet werden konnte. Ihre Zahl wurde vergrößert. Damit aber war es nicht getan. Die Frage des U-Bootbaues war auch eine Arbeiter- und Materialfrage. Bis August 1918 haben Heer und Marine für den U-Bootbau zweiundsechzigtausend Mann entlassen müssen, und zwar wertvolles technisches

Personal, das in der Front gebraucht wurde. Das Scheer-Programm von 1918 hätte weitere hunderttausend Mann erfordert. Es waren ständig Boote mit der Ablieferung im Rückstande: 1917 dreißig Boote, Herbst 1918 sogar bis zu sechzig Booten. Das beweist, daß sehr viel höhere Bauleistungen im Kriege kaum zu erzielen waren. Schließlich mußten auch die Besatzungen der fertig werdenden Boote in dem sehr schwierigen Dienst ausgebildet werden.

Für die Wirkung des U-Boot-Handelskrieges war aber nicht die Zahl der fertigen Boote, sondern das Versenkungsergebnis wesentlich. Dieses hing in starkem Maße von der Gegenwirkung und der Art der Kriegsführung ab. Abwehrmittel wurden auf den verschiedensten Gebieten entwickelt. Über Wasser waren es die Bewaffnung der Handelsschiffe, die beim Gegner etwa fünfzehntausend Geschütze erforderte, U-Bootfallen, U-Bootjäger, Zerstörer, alle mit Geschützen und Wasserbomben ausgerüstet, aus der Luft Flugzeuge, unter Wasser Netz-, Balken- und Trossensperren, Unterwasserschallsignale, Minen und anderes mehr. Da das U-Boot über Wasser nicht sehr beweglich und leicht verletzlich ist, war es außerstande, den Handelskrieg nur nach Prisenordnung, d. h. aufgetaucht mit Durchsuchung der Prise, zu führen. Es mußte ihm die Möglichkeit bleiben, unter Wasser ohne Warnung mit dem Torpedo anzugreifen. Die Kriegführung durfte also, wenn sie Wirkung erzielen sollte, keinen Einschränkungen in der Verwendungsart des Bootes unterliegen. Solange die Überwasserabwehrmittel noch wenig entwickelt waren, konnten die Boote aufgetaucht mit dem Geschütz arbeiten. Mit zweihundert Schuß Munitionsvorrat war viel zu vernichten. 1915 noch konnten die U-Boote unter den feindlichen Schiffen hausen wie Wölfe in einer Schafherde. Einer der besten Kenner der U-Bootwaffe, der Führer der U-Boote in Flandern, Korvettenkapitän Bartenbach, schätzt das bei uneingeschränktem U-Bootkrieg zu erwartende Versenkungsergebnis für 1915 auf das vierfache, für 1916 auf das dreifache des tatsächlichen Ergebnisses im Jahre 1917. Nun waren Februar 1915 vierzig U-Boote, um die Jahreswende 1915/16 zweiundsechzig, um die Jahreswende 1916/17 hundertachtundvierzig und um die Jahreswende 1917/18 hundert-

fünfundsechzig U-Boote verwendungsbereit. Man hätte also im Jahre 1915 und 1916 bei geringerer, aber schnell wachsender Bootszahl mit höheren Ergebnissen rechnen können, als sie 1917 erzielt wurden. Noch im September 1916 versenkten drei der kleinsten Flandern-U-Boote, mit nur acht Seemeilen Geschwindigkeit und bewaffnet mit einem Fünf-Zentimeter-Geschütz, auf einer einzigen gemeinsamen Kreuzerfahrt vierzig Schiffe mit zusammen zweiundsiebzigtausend Brutto-Register-Tonnen. Selbst noch während des Jahres 1917 wurden, nachdem man dem Feinde zwei Jahre Zeit zu eingehenden Abwehrvorbereitungen aller Art gelassen hatte, neun Millionen Brutto-Register-Tonnen, das ist ein Viertel der auf der Welt damals zur Verfügung stehenden Seeschiffstonnage, vernichtet. England geriet damit, wie Facharteile bis in die neueste Zeit beweisen, in eine verzweifelte Lage. Man wird nach alledem nicht in Abrede stellen können, daß bei rechtzeitigem und überraschendem Einsatz dieser gefährlichen Waffe und bei ihrer uneingeschränkten Anwendung während drei oder vier Jahren ein kriegsentscheidender Erfolg hätte erzielt werden können.

Als der uneingeschränkte U-Boothandelskrieg 1917 endlich aufgenommen wurde, war der Großadmiral nicht mehr im Amt. Als „Privatmann" hatte er das Gefühl, daß es „gefährlich spät" sei, das Unternehmen aber trotzdem „gewagt werden müsse und könne". Den Eintritt der Amerikaner in den Krieg hielt er, bei den ungeheuren Geldanlagen amerikanischer Trustmagnaten im Lager unserer Gegner, im Fall einer drohenden Niederlage der Alliierten auch ohne den U-Bootkrieg für so gut wie sicher. Wilson hat das nach dem Kriege bestätigt.

Das U-Boot war für uns ein Geschenk des Schicksals. Den U-Boot-Handelskrieg etwa nur gegen Kriegstransportschiffe auf der rund zweitausendfünfhundert Kilometer breiten Front von Gibraltar bis zur Nordküste Englands zu führen, hätte ein zu geringes Ergebnis versprochen. Der Krieg war gegen den Gesamtschiffsbestand, und zwar auf den Hauptfahrstraßen der See anzusetzen. Durch Verknappung des Frachtraums traf er die Militärtransporte mittelbar. Das U-Boot mußte die gesamte Schiffahrt,

besonders die neutrale, abschrecken und in die Häfen treiben. Das ergab wahrscheinlich Schwierigkeiten mit den Neutralen. Deshalb war Vorbedingung für das Gelingen dieses vielleicht gewaltigsten kriegerischen Unternehmens, das je gewagt worden ist, eine beharrliche entschlossene Politik, die mit dem U-Bootkrieg durchhielt. Er war ein letztes Mittel. Das war auch die Auffassung des Großadmirals. Bei der Neuheit des Unternehmens schlug er die völkerrechtlich anerkannte Form der Blockade vor. Anfang des Sommers 1915, d. h. nach Fertigstellung einer größeren Zahl von U-Booten und der Stützpunkte in Flandern, sollte das Marinekorps mit einer Blockadeerklärung gegen die Themse-Mündung beginnen. Nachdem das U-Boot hier abschreckend gewirkt, die Neutralen möglichst aus dem Kriegsgebiet vertrieben und sich auf dem Versuchsfeld bewährt hatte, sollte die Blockade erweitert und schließlich ganz England abgeschlossen werden. Auch hier wollte Tirpitz die organische Entwicklung. Der Reichskanzler hatte sich mit diesem Plan einverstanden erklärt. Tirpitz war daher sehr erstaunt, als Admiral Pohl ihn mit dem Beginn des U-Bootkrieges bereits Anfang Februar 1915, und zwar in der Form einer Kriegsgebieterklärung um ganz England, überraschte. Obwohl er den Anfang für verfrüht und die neue Form nicht für glücklich hielt, stimmte er zu, um den wenn auch widerwillig gefaßten Entschluß des entschlußlosen Kanzlers nicht wieder ins Wanken zu bringen. Noch ehe indessen der U-Bootkrieg begonnen hatte, erlitt er die ersten Einschränkungen auf Druck der verzagenden politischen Leitung. Es wurde auf Einspruch der Vereinigten Staaten und mit Rücksicht auf die Neutralen zunächst die Schonung der neutralen Flaggen, später auch aller Passagierdampfer, angeordnet. Das bedeutete eine solche Behinderung der Kommandanten, daß der U-Boot-Handelskrieg nach der Torpedierung der „Lusitania", also etwa drei Monate nach Beginn, praktisch aufhörte. Mit langen Pausen ist er dann bis Februar 1917 nur noch zeitweise und in eingeschränkter Form nach den Regeln des Kreuzerkrieges geführt worden.

Vergeblich hatte der Großadmiral eine ruhige, aber starke Haltung gegenüber den Drohnoten des Präsidenten Wilson verlangt, vor denen wir immer wieder einknickten

und zurückwichen. Die Vereinigten Staaten waren damals weder kriegsreif noch kriegsbereit. Noch im Februar und März 1916 erteilte der Kongreß dem Präsidenten Wilson in schärfster Form eine Mahnung zum Frieden. Vergebens wies Tirpitz darauf hin, daß wir, für den Fall einer späteren Wiederaufnahme des uneingeschränkten U-Bootkrieges, bei plötzlichem Zuschlagen nach dauerndem Zurückweichen Wilson geradezu in den Krieg hineindrängten.

Das Jahr 1915 hatte mit der großen deutsch-österreichischen Offensive im Osten die erhoffte Entscheidung gegen Rußland nicht gebracht. Die Gesamtentscheidung war damit wieder auf einen Erfolg zur See gestellt. Deshalb drängte der Großadmiral 1916 mit aller Energie auf eine Wiederaufnahme des uneingeschränkten U-Bootkrieges am 1. März 1916. Die günstige Sommerzeit mußte ausgenutzt werden. Die Zahl der frontbereiten U-Boote nahm schnell zu. Es war kein Augenblick zu verlieren. Der Großadmiral hatte die Zustimmung der Chefs des Admiralstabes und des Generalstabes, sowie des Kriegsministers. Eine große Zahl bedeutender Wirtschaftler hatte sich in gleichem Sinne ausgesprochen. Am 23. Februar 1916 drückte Tirpitz dem Kaiser seine besondere Freude darüber aus, daß es nun zum entscheidenden Schlage gegen England kommen sollte., Da wurde in einer Sitzung vom 6. März 1916 in Abwesenheit des Staatssekretärs auf Verlangen des Reichskanzlers der U-Bootkrieg auf unbestimmte Zeit vertagt. Der Großadmiral reichte daraufhin am 12. März 1916 sein Abschiedsgesuch ein, nachdem die gleiche Bitte schon am 27. August 1915 abschlägig beschieden worden war. Dieses Mal wurde sie genehmigt. Im Gesuch heißt es: „Euer Majestät habe ich mit vollen Kräften gedient, um das Lebenswerk Euer Majestät zu fördern, dem deutschen Volk den Weg über die See und in die Welt zu weisen. In dem Entscheidungskampf gegen die Feinde, die uns diesen Weg der nationalen Entwicklung mit dem Schwert vertreten wollen, haben Euer Majestät meinem Rat nicht folgen können . . . Die schwere Sorge, das Lebenswerk Euer Majestät und die nationale Zukunft Deutschlands auf dem betretenen Wege zusammenbrechen zu sehen, macht es mir klar, daß meine

Dienste Euer Majestät Regierung nicht mehr von Nutzen sein konnten."

Am 17. März 1916 verabschiedete sich der Großadmiral von den Offizieren des Reichsmarineamts. Schlicht und abgeklärt, ernst und gedankentief faßt er in knappen Sätzen Begründung, Ziel und Durchführung seines Werks noch einmal zusammen. Dann schließt er mit den Worten: „Meine Herren, die Seemacht und die Marine speziell ist nicht Selbstzweck, sie ist dazu da, unserem Volk den Weg über See in die Welt zu weisen. Ich bin durchdrungen von der Überzeugung, daß, wenn es nicht gelingt, nach dem Kriege unsere Industrie hochzuhalten, neben der Landwirtschaft auch unseren Handel und Export zu fördern, daß dann das Deutschtum langsam versiegen muß. Wir würden nicht einmal eine starke europäische Kontinental-Nation bleiben können . . . Es ist letzten Endes die Frage, ob es wert ist, daß Deutschtum und deutsches Wesen erhalten bleiben für die Welt und die Weltgeschichte, oder ob wir durch einen anglo-amerikanischen Utilitarismus niedergeschlagen werden. Ich bin der Überzeugung, daß das Deutschtum erhalten bleiben muß, zum Segen der Welt."

Der Rücktritt des Großadmirals wirkte auf das nationale Deutschland wie ein Donnerschlag. Nur die politische Linke begrüßte die Entlassung und den Sieg Bethmanns, der, wie die sozialdemokratische „Chemnitzer Volksstimme" schrieb, „unter allen Staatsmännern gegenwärtig allein das Kulturgewissen Europas und die Friedenssehnsucht der Menschheit gegenüber den Kriegswüterichen vertrat." Regierung und Krone standen auf der Seite der sozialistischen Revolution. Die Welt registrierte diese Tatsache mit besonderem Nachdruck, das feindliche Ausland mit unverhohlener Hoffnung. So sagt z. B. die englische „Daily News" vom 17. März 1916: „Die deutschen Blätter waren letzthin voll verächtlicher Hinweise auf die Forderung der Verbandsmächte nach Zerstörung des deutschen Militarismus. Die Forderung war vielleicht überflüssig. Er zerstört sich selbst . . . So wird das Deutschland, das wir gekannt und bekämpft haben, uns vor den Augen entschwinden." „Echo de Paris" vom 18. März 1916 schreibt: „Der furchtsame Kanzler brachte den mutigen Tirpitz zur

Strecke." „New York Sun": „Mit Tirpitz bricht ein starker Pfeiler des Reiches zusammen." Die „Russkoje Slowo" vom 17. März 1916: „Tirpitz' Rücktritt ist ein Zeichen für einen Verzicht des Kaisers auf Weltherrschaft und für eine nahe völlige Erschöpfung der militärischen Kräfte Deutschlands." „Rjetsch" vom 17. März 1916: „Der Rücktritt Tirpitz' ist die erste Bresche." Die englische „Daily Mail" bringt das Bild, das der „Punch" bei der Entlassung Bismarcks veröffentlichte, auf dem der Fürst als Lotse das Schiff „Deutschland" verläßt, nur an seiner Stelle die Gestalt des Großadmirals. Ein Eindruck ist bei unseren Gegnern durchgehend festzustellen: Erleichterung, Aufatmen, Ermutigung zu neuem Durchhalten gegenüber dem zusammenbrechenden deutschen Widerstandswillen, neue Hoffnung auf den Endsieg. —

Der Großadmiral hatte nicht nur die Einheit des Handelns mit der Politik, sondern im Kriege auch mit dem Heere und seinen Führern gesucht. Immer wieder regte er eine Gesamtführung des Krieges durch Generalfeldmarschall von Hindenburg an. Für ihn und General Ludendorff empfand er größte Verehrung. Beide Generale teilten die militärischen Ansichten des Großadmirals. General Ludendorff hielt Tirpitz auch für berufen, den Kanzlerposten im Kriege zu übernehmen. In einem Briefe an Vizeadmiral a. D. Hopmann vom 1. Februar 1926 schreibt Generalfeldmarschall von Mackensen: „Als langjähriger Bekannter und Verehrer des Großadmirals von Tirpitz hat mich die Tragik seines Daseins im Großen Hauptquartier — ich möchte sagen die Tragik im Dasein der ganzen Flotte, seines Werks — tief ergriffen. Eure Exzellenz haben ein Recht, von den Durchschnittsmenschen zu sprechen, die im Weltkrieg in Deutschland das Wort hatten. Tirpitz mußte schon 1913 Reichskanzler werden. Er war ein Staatsmann. — Mindestens mußte ihm im Weltkrieg das herrliche Instrument unbeschränkt in die Hand gegeben werden, das er geschaffen und in jeder Beziehung zu seines Geistes Kind gemacht hatte. Deutschlands Weltansehen würde heute noch sich auswirken." Generaloberst von Einem erzählt in seinen „Erinnerungen eines Soldaten": „Tirpitz hat unter dem Mißbrauch, den man mit seiner Flotte trieb, unsäglich gelitten

und ist nicht müde geworden, immer wieder gegen die Art der Seekriegführung Sturm zu laufen. Er kam im Kriege häufig zu mir, oder ich besuchte ihn in Charleville, wo er im Großen Hauptquartier saß. In diesen vertrauten Aussprachen ließ er seinem Temperament freien Lauf; er lief außer sich vor Zorn im Zimmer umher und raufte sich buchstäblich den langen Bart, der unter den Sorgen und Kämpfen weiß geworden war. Ein Großer sah sein Werk versinken."

Bis zum Ende des Krieges

In der Tat versank das Werk der Flottenschöpfung und mit ihm das Reich. Nur mit tiefer Erschütterung kann man die folgenden Sätze aus den Tirpitzschen „Erinnerungen" lesen: „Ich vertrat mit aller mir gegebenen Kraft die einzigen Momente, welche einen annehmbaren Frieden bringen und die Vernichtung fernhalten konnten: die Seeschlacht und den rechtzeitigen U-Bootkrieg, den Sonderfrieden mit Rußland und die Einigkeit des deutschen Volkes . . . Ich bin in diesem Streit unterlegen; die deutsche Illusionsfähigkeit hat wieder einmal Deutsche durch Deutsche besiegt. Durch Schwäche, Blindheit und Parteisucht den Krieg verlieren zu sehen, war das Ende meiner Laufbahn und meines Glaubens an mein Volk."

Die furchtbare Tragik im Schicksal des Großadmirals vermochte nicht sein starkes Herz zu beugen. Seine letzten Lebensjahre füllte der Kampf um Einigkeit und Geschlossenheit seines Volkes. Er begann schon im Kriege. Mit der Friedensresolution des Reichstages vom Juli 1917 offenbarte sich, zum ersten Male als der scheinbare Ausdruck der Volksstimmung, das Walten eines gefährlichen Geistes. Während der U-Bootkrieg seine vollste Wirkung gegen England tat und Lloyd George mit den Regierungen des Feindbundes wegen eines möglichen Friedens Fühlung nahm, begann der deutsche Reichstag um Frieden zu winseln. Gerade in diesem Augenblick durfte man keine Schwäche zeigen, die dem Gegner in höchster Bedrängnis nur den Mut wieder stärkte. Dafür fehlte aber den Anhängern der Mehrheit des Reichstages der Blick. Sie hielten die Eng-

länder für ihnen verwandte Seelen. Der tiefe Unterschied in Auffassung und Behandlung der Friedensfrage in Deutschland und beim Feindbund war der, daß die Gegner ihren Völkern den „ewigen Frieden“ als das nur durch Kampf und Sieg erreichbare in der Ferne winkende Ziel zeigten. Ihre Friedenserörterungen waren Kriegsfanfaren für unerbittliches Durchhalten. Der Feind war die mordlüsterne Bestie, der „Priester der Hölle“, wie die „New York Times“ Tirpitz nannte. Die Anhänger der deutschen Reichstagsmehrheit dagegen lähmten durch ihr Gerede über den „verständigungsbereiten Gegner“, und durch Erweckung von Friedenssehnsucht mitten im entscheidenden schwersten Ringen den Kampfes- und Durchhaltewillen und brachten das Volk gegen seine wahren Führer auf.

Um die wachsende Zersetzung und Mutlosigkeit aufzuhalten, trat der Großadmiral am 2. September 1917 an die Spitze einer nationalen Bewegung, die ein glühender Patriot, Generallandschaftsdirektor Kapp, ins Leben gerufen hatte, der „Vaterlandspartei“. Sie wollte dem um sein Schicksal ringenden Volk den wankenden Glauben an seine Kraft und seine Zukunft wiedergeben und den zerbrechenden Selbstbehauptungswillen neu festigen. Ferner versuchte sie, was bisher versäumt war, der ringenden Nation Ziele ihres Freiheitskampfes zu zeigen. Für die allgemeine Neuregelung der europäischen Verhältnisse hatte der Großadmiral Anfang 1915 folgende Skizze entworfen: „Kastanienbäume in Südtirol an Italien, um letzteres zufrieden zu stellen! Österreich muß nach Südosten dort Raum gewinnen — Bulgarien auch etwas abbekommen, um es an Österreich zu fesseln. Dafür muß Österreich im Nordosten das abgeben, was nur schädlich ist und es seiner historischen Aufgabe entfremdet. Rußland mit Ehren heraus aus der Affäre, kann uns kleine eventuelle notwendige Berichtigungen geben, namentlich einige Litauer. Gut wäre das, aber keine absolute Notwendigkeit. Bares Geld ist nicht zu verlangen. Ein größerer Teil von Polen wäre für uns nicht erwünscht . . . Rumänien nichts, wenn es nicht aktiv wird.“ Die Kriegsziele des Großadmirals für Deutschland waren, wie schon diese Skizze beweist, weder im Osten noch im Westen „annexionistisch“, wie seine Gegner behaupteten.

In erster Linie verfolgte er die Befreiung Deutschlands von der Vormundschaft des vereinten Angelsachsentums und seine Gleichberechtigung in der Welt. Die Ungunst der Lage des Reiches an einem toten Winkel des Weltmeeres wollte er dadurch beheben, daß dem deutschen Volke „die Vordertreppe zur Welt, der Atlantische Ozean, offen gehalten wurde." Er wünschte deshalb „die Errichtung eines selbständigen Flandern, in welchem wir das Besatzungsrecht auf Zeebrügge hätten." In wuchtigen Reden zeigte er dem Volke die drohenden Gefahren einer Niederlage. Schwere Anklage erhob er gegen das „Weltmonopol" der „Geld- und Trustenmagnaten Englands", gegen den „englisch-amerikanischen Kapitalismus", der um seiner Interessen willen kalten Herzens ein gutes und tüchtiges Volk zu vernichten beabsichtige. „Es handelt sich für uns jetzt um den Entschluß, ob wir dem Anglo-Amerikanismus gegenüber weiter bestehen oder wieder herabsinken wollen zum Völkerdünger." „Seien wir uns klar, es geht um unsere wirtschaftliche Existenz und um das Erbe unserer Kinder." „Der Krieg ist zum endgültigen Ringen zweier verschiedener Weltauffassungen geworden: der deutschen und der anglo-amerikanischen." „Würde die jetzige Generation nicht dem Fluch unserer Nachkommen verfallen, wenn wir ohne tatsächliche Niederlage ihnen trotzdem ein verkümmerndes Deutschland hinterließen?" „Neid, Mißgunst, Scheelsucht, Selbstsucht, Irrtum und Schwachheit, das sind unsere Feinde, die wir in uns zu bekämpfen haben und die bei weitem furchtbarer sind als England und seine Bande."

In ganz Deutschland rief er zu äußerstem Widerstand auf, festigte die Entschlossenen und riß die Verzagenden mit. In kurzer Zeit entstand eine Millionenorganisation in allen Gauen des Reiches. Aber schon zu stark hatte das Bohren, Wühlen und Hetzen der revolutionären Agitatoren sich auf das hungernde Volk ausgewirkt. Diese niederträchtigen partei-egoistischen Maulwürfe verfolgten den Großadmiral mit ihrem ganzen gemeinen Haß. Sie nannten ihn und seine Helfer „Kriegsverlängerer", „Kriegswüteriche" und verschrien sie als „reaktionär", ein bei Demagogen beliebtes Mittel, um nationale Männer beim Volke zu verdächtigen. Es kam zu Drückebergerei, Desertion und Meu-

terei in Heer und Flotte. Sie waren von Rußland her über die Schweiz und Schweden organisiert. Vergeblich verlangten General Ludendorff und die Admirale Scheer und Capelle, dieser als der Nachfolger des Großadmirals im Amte des Staatssekretärs, ein Eingreifen und Durchgreifen der Reichsleitung gegen die verantwortlichen politischen Drahtzieher. Capelle hatte im Reichstag die Abgeordneten der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei mit Recht als die Schuldigen vor aller Welt angeprangert. Aber der Mut, das in der Schicksalsstunde des Reiches aufbrennende Feuer der Revolution mit aller Gewalt zu ersticken, fehlte der politischen Führung. Die Gerichtsbarkeit versagte. Als im Mai 1794 die französische Revolution auf das gegen Frankreich kämpfende englische Heer und auf England selbst übersprang, ließ der englische Premierminister William Pitt die Habeas-corpus-Acte, die jedem Engländer die persönliche Freiheit verbürgt, vorübergehend vom Parlament aufheben und rottete in kurzer Zeit die Revolution aus. Wir hatten keinen Pitt. Die Dittmann, Haase, Cohn, Eisner und Genossen wanderten nicht auf den Sandhaufen, wie etwa zur gleichen Zeit ihre Kollegen in Frankreich. Anstatt daß einige Tausend Schädlinge vernichtet wurden, überantwortete man Deutschland für Jahrzehnte furchtbarem Elend. Der ruhmreichste Kampf eines großen, starken und guten Volkes endete in Wahnsinn und schmählichem Verrat. Am 17. Oktober und am 30. Oktober 1918 schreibt der Großadmiral anfeuernde und beschwörende Briefe an den letzten Kanzler des Kaiserreiches, Prinz Max von Baden, er möge mit starker Hand die Revolution abwürgen und zum letzten entschlossenen Widerstand aufrufen, damit kein „Zweifel an unserem Willen“ aufkomme. Im zweiten Brief rät er zu „zeitweiligen und passenden Kehrtwendungen gegen den nachdringenden Feind“. „Wenn im Kampf ein Soldat den Degen übergibt, so kann er auf Pardon rechnen. Geschieht dies aber auf politischem Gebiet, macht der Unterliegende sich völlig wehrlos und ergibt er sich ohne Haltung, so bewirkt er beim Gegner das Gegenteil von Rücksicht, er erweckt vielmehr den Wunsch rücksichtsloser Bestrafung.“ „Der Feind wird uns brutaler und roher behandeln, weil zu dem Vollgefühl des Siegers noch hinzutreten wird ein

Gefühl der Verachtung des Gegners." „Zeigen wir dem Feinde noch einmal in ganz klarer Entschlossenheit die Zähne und erklären seine Forderungen für unannehmbar!" Diese letzten männlichen Mahnungen an den schwachen Kanzler waren vergebens. Furchtbar, zu wissen, daß ein Steifhalten des Nackens bessere Bedingungen erzwungen hätte. In willenloser Unterwerfung nahm das Unglück seinen Lauf. Der Feind führte einen Haufen von Schwächlingen, Toren, Fantasten und Verbrechern am Narrenseil in die Sklaverei. „Der deutschen Flotte", so klagt der Großadmiral in tiefstem Schmerz, „ist das bitterste Schicksal zuteil geworden, und mir blieb es versagt, mit ihr hinauszufahren."

Nationaler Kämpfer bis zum Tode

Aufrecht und ungebrochen hat der Großadmiral nach dem Kriege den Kampf für seine politische Überzeugung fortgeführt. Es ging ihm nun in erster Linie um die verlorene nationale Volksgemeinschaft, deren Zerfall er am bittersten empfand, um die Gesundung der sichtlich verrottenden deutschen Seele, die Wiedererweckung altpreußisch-deutscher Staatsgesinnung, die Wiederaufrichtung einer Staatsmacht und eines Machtstaats, die Beseitigung des neuen undeutschen Scheinstaats der „Ohnmachtspolitiker", die Wiederherstellung der Ehre und der Freiheit des Reiches und des Ansehens des deutschen Namens in der Welt.

Der Auftakt des Nachkriegskampfes war die 1919 beginnende Veröffentlichung seiner „Erinnerungen" und der „Dokumente", deren einem Bande er den Titel „Ohnmachtpolitik im Weltkrieg" gab. Aus genauester Kenntnis aller Vorgänge der letzten zwei Jahrzehnte und mit dem Überblick des leitenden Staatsmannes geschrieben, sind sie wohl das Bedeutendste, was über den großen Krieg erschienen ist. Dementsprechend erregten sie größtes Aufsehen, auch im gesamten Ausland. Die ganze Meute der Demokratie tobte. Man unterstellte Aktendiebstahl und verlangte Untersuchung. Hier und da ist der Inhalt vielleicht überschattet von Zorn und Gram über das Geschehene und über die qualvollen Eindrücke der Jahre 1918 und 1919, die Bilder der Würdelosigkeit und der Schamlosigkeit der Revolution

und die Schmutzflut der Gesinnungslumperei und des Verbrechertums. Aber auch die schärfsten Urteile des Großadmirals stehen unter hohen und großen Gesichtspunkten. In einem Brief an Prinz Heinrich von Preußen, den Bruder des Kaisers, erläutert der Großadmiral die Beweggründe, die ihn bei der Niederschrift leiteten. „Harte Tatsachen", so schreibt er, „stehen bloßem Schöntuen entgegen. Es ist freilich bequemer, wie es viele der bisherigen Würdenträger tun und getan haben, mit dem jetzigen Strom zu schwimmen, als der Demokratie und ihren Helfershelfern ins Gesicht zu schlagen. Ich habe das Letztere getan, weil ich überzeugter Monarchist bin." Er habe die volle Wahrheit sagen müssen und niemanden schonen dürfen, um zu beweisen, daß die Demokratie, auch in ihrer Erscheinungsform der Vorkriegszeit, die Schuld an dem Unglück trägt, „nicht der Kaiser", der vielleicht den Fehler begangen habe, sich zu sehr den gesetzgebenden Faktoren des Reiches unterzuordnen, „nicht das monarchische System und nicht die Wehrmacht". Menschen haben versagt, nicht der alte Staat.

Die Empörung des Großadmirals über das Versailler Diktat kam in erster Linie gegenüber den entehrenden Schmachparagraphen zum Ausdruck. Der Name Tirpitz stand auf der Liste der sogenannten „Kriegsverbrecher", die ausgeliefert und zum Beweis dafür, daß das deutsche Volk das Diktat verdiene, durch Entente-Kriegsgerichte abgeurteilt werden sollten. Als Führer des Tatwiderstandes gegen das Diktat und insbesondere gegen diese Forderung wandte sich der Verfasser dieser Schrift deshalb zuerst an den Großadmiral. Dieser war sofort bereit, sich dem Widerstande anzuschließen. Wie alle Bedrohten erhielt er eine bewaffnete Wache, zu der auch sein Sohn, der früher Seeoffizier gewesen war, gehörte. Bei der ersten Besprechung verabschiedete er den Verfasser mit den Worten: „Ich werde zusammen mit meinem Sohn kämpfen. Die Kugel wird mir eine Erlösung sein." Es war erschütternd und zugleich erhebend, ihn in diesem Augenblick zu sehen. Als der Tatwiderstand von der Reichsregierung dadurch abgebogen wurde, daß man den schmachvollen Ausweg der Verhandlung dieser unerhörten Prozesse vor dem Leipziger

Reichsgericht wählte, schrieb der Großadmiral dem Verfasser: „Nur eine völlig würde- und ehrlose Regierung konnte die Leipziger Schmach anordnen und den Todfeinden Deutschlands in die Hände arbeiten . . .“ „Es ist ein Jammer, daß Ihre große Arbeit in der Auslieferungsfrage nicht wirklich zum Tragen gekommen ist; sie hätte nach innen und außen heilend wirken können.“ Der Großadmiral brannte förmlich auf den persönlichen Kampf mit der Pistole in der Hand gegen die „Räuber und Schänder deutscher Ehre“.

Die Versenkung der Kaiserlichen Flotte in Scapa Flow erneuerte seinen brennenden Schmerz über ihr furchtbares Schicksal im Kriege. Warum hatte sie nicht wenigstens kämpfend sinken dürfen?

Von 1924 bis 1929 gehörte der Großadmiral als Reichstagsabgeordneter der deutschnationalen Fraktion an. Er hatte nie eine Neigung für Parlamente besessen, am wenigsten für die der deutschen Demokratie, deren geistigen Tiefstand gegenüber früheren Zeiten er oft beklagte. Er nannte sie „Schwatzbuden sich um die Macht balgender Demagogen“. Als eine der wenigen einsamen Säulen ragte die Gestalt des Großadmirals aus diesen politischen Sumpfniederungen hervor, immer Staatsmann, nie Parlamentarier. In dem Brief, den er zum Abschied von seiner parlamentarischen Tätigkeit an den Parteivorsitzenden richtete, stellt er das Versagen des Reichstags seit 1917 in der politischen Grundfrage der Wiederherstellung wahrer Schicksalsgemeinschaft des deutschen Volkes fest. „Die Leistung eines Volkes für die Menschheit im ganzen kann nur auf dem Boden der im Staat geeinten eigenen Nationalität groß werden.“ Die deutschnationalen Vorschläge für eine Verfassungsreform fanden seine volle Billigung.

Der Großadmiral hat schon früh den Glauben an sein Volk wiedergewonnen. Bereits im April 1920 schreibt er in den „Grenzboten“: „Ich persönlich will an der Hoffnung festhalten, daß unserem Volk einmal die Binde von den Augen falle und sowohl der utopische Wahnsinn als die partei-egoistische Niedertracht, welche uns zum Abgrund führten, einst von allen Deutschen abgelehnt werden. Von diesem Augenblick an wird aufhören die unnatürliche Zerrissenheit unseres Volkes in Teile, die sich nicht mehr ver-

stehen, von denen jeder eine andere Sprache spricht. Ist dann die nationale Einheitsfront und die deutsche Arbeitsgemeinschaft wieder hergestellt, so werden die Sklavenketten, mit denen das deutsche Volk vom internationalen Kapitalismus und von Räubern jetzt gefesselt wird, zerbrechen wie Glas, und eine spätere Generation wird die Mission Deutschlands erfüllen." Immer schwebte ihm die Erhebung der Deutschen zum Herrenvolk vor. Er schätzte und fürchtete diese Eigenschaft bei den Engländern und wünschte auch für die Deutschen mehr von dem „Right or wrong my country". Das „Parasitendasein" des Deutschen sollte abgelöst werden durch ein selbstbewußtes „civis Germanus sum". Am 16. September 1929 schrieb er mir: „Diktatur und Kandare wären nötig. Der Parlamentarismus wird uns nicht wieder hoch bringen ... Die chronische Revolution ist tödlicher als die akute."

Der Großadmiral war mit der Überlieferung des alten preußisch-deutschen Staates eng verwachsen und sprach begeistert von seiner „niemals wieder von deutschen Augen zu erschauenden Kraftfülle". „Der alte Staat", so schreibt er, „war gewiß in mancher Beziehung verbesserungsbedürftig, er besaß aber volle Entwicklungsfähigkeit für die neue Zeit und die Bedürfnisse unserer Kinder und Kindeskinder." Es sei in ihm „treue Arbeit an Stelle von eitlem Geschwätz geleistet worden". „Das beste, was wir hatten", war die „von rein sachlicher Staatsgesinnung getragene Arbeit ... auf vornehme Gesinnung und Leistung gestellter Staatsdiener", denen es mehr darauf angekommen sei, „in Stille meist ungelohnte Arbeit für das Ganze zu tun", als „an der Oberfläche der Öffentlichkeit zu paradieren". „Nach der Schaffung massenhafter Pfründen, die weniger nach Tüchtigkeit, als nach politischer Gesinnung besetzt werden, ist zu befürchten, daß der neue Staat dem alten nicht gleicht", sagt er in seinen „Erinnerungen". „Der bei uns von Demagogen entwickelte republikanische Gedanke" beruhe „auf Versprechungen, die unerfüllbar sind". Die üblich gewordene demagogische Selbstbeweihräucherung widerte ihn an.

Daß praktische Politik nur Realpolitik und Machtpolitik sein kann, erschien Tirpitz nach seiner Auffassung vom

Wesen der Politik als eine Selbstverständlichkeit, besonders in der Außenpolitik. Um es mit Bismarck auszudrücken: „In der Politik tut niemand etwas für den anderen, wenn er nicht zugleich sein Interesse dabei findet" und „Friede und Sicherheit jedes Staates beruhen auf seinem Degen". Kulturpolitische und innenpolitische Gesichtspunkte als richtunggebende Beweggründe außenpolitischen Handelns, wie z. B. in der Politik Bethmanns, waren ihm unverständlich. Sorgenvoll beobachtete er den wirklichkeitsfremden deutschen Illusionismus, der unserer Außenpolitik so gefährlich geworden ist, mit seinen durch deutsche Brillengläser gesehenen Wunschbildern, mit dem Überschwang der Gefühle und dem Hang zur Selbstbespiegelung; auf der anderen Seite die deutsche Fremdgläubigkeit und den dunklen Drang zur Selbstvernichtung, wie er jenen Spottgeburten aus der deutschen Selbstmörderecke eigen ist.

Diese Sorgen und außenpolitische Erwägungen veranlaßten den Großadmiral, den Deutschen an weithin sichtbarer Stelle ein leuchtendes Vorbild aufzurichten und sich 1925 für die Berufung des Generalfeldmarschalls von Hindenburg zum Präsidenten des Reiches einzusetzen. Nach anfänglicher schroffer Ablehnung gelang es in persönlicher Aussprache schließlich doch, den Generalfeldmarschall für die Annahme der Kandidatur zu gewinnen.

Wenn sich der Großadmiral innenpolitisch zurückhielt, so entsprach das seiner Abneigung gegen Parteiklopffechterei, in der sich das innenpolitische Leben Deutschlands erschöpfte. Sein Blick blieb im wesentlichen nach außen gerichtet. Nach dem Widerstand gegen die Auslieferungsforderung waren es vor allem der Locarnopakt und der Kampf gegen die vernichtenden Tributforderungen, die ihn auf den Plan riefen. Unter Aufbietung letzter Kräfte fuhr er nach Berlin, um an maßgebender Stelle die Ablehnung des Youngplanes zu erreichen. Buchstäblich gebrochenen Herzens kehrte er von dieser Fahrt in die bayerischen Berge zurück. Kurze Zeit darauf, am 26. März 1930, schloß er seine Augen für immer.

In Feldafing am Starnberger See hatte der Großadmiral noch 1929 in erstaunlicher Frische seinen achtzigsten Geburtstag begehen können. In der ersten warmen Früh-

lingssonne, die die schneeige Bergluft durchglitzerte, auf der Terrasse des Hotels Elisabeth, nahm er die zahllosen Huldigungen nationaler Kreise und Verbände entgegen und antwortete stehend auf jede der vielen Ansprachen, immer mit der stillen Tiefe und dem Ernst, die seinem Wesen eigen waren. Das ist für viele seiner Freunde das letzte Bild gewesen, das sie von ihm mitnahmen.

Nun wanderten sie zu seinem offenen Grabe. Rührend war die Anteilnahme der Landbevölkerung, die in Scharen kam, um von dem hochverehrten Manne Abschied zu nehmen. Der Kaiser sandte folgendes Telegramm an die Witwe und die Hinterbliebenen: „Zum Heimgang Ihres Gatten sprechen Ihre Majestät die Kaiserin und ich Ihnen und den Ihrigen unser wärmstes Beileid aus. Mit unauslöschlichem Danke gedenke ich der unvergleichlichen Verdienste, die sich der Großadmiral von Tirpitz als mein unermüdlicher Mitarbeiter allen Widersachern und feindlichen Mächten zum Trotz bei der Schaffung einer selbst gegen Übermacht unüberwindlichen Flotte erworben hat. Sein Werk wurde gekrönt durch die unvergänglichen Taten und Siege der Kaiserlichen Marine im Weltkriege." Der älteste unter den Mitarbeitern und Freunden des Großadmirals, Vizeadmiral a. D. von Trotha, sprach an der Bahre die Abschiedsworte für die alte Kaiserliche Marine. Das nationale Deutschland bettete seinen großen Entschlafenen in ein Meer von Blumen; eine Abordnung im braunen Hemd ehrte „den großen Admiral und Vorkämpfer für Deutschlands Freiheit".

Dann grüßten die gesenkten Fahnen zum letzten Mal.

Literaturverzeichnis:

Alfred von Tirpitz, Großadmiral, 1. „Erinnerungen". Verlag von K. F. Koehler, Leipzig 1919. 2. „Politische Dokumente: Der Aufbau der deutschen Weltmacht". J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1924. 3. „Politische Dokumente: Deutsche Ohnmachtspolitik im Weltkriege". Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg und Berlin 1926.

Dr. Hans Hallmann, „Der Weg zum deutschen Schlachtflottenbau". Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart 1933.

Ulrich von Hassell, Oberstleutnant a. D., „Tirpitz. Sein Leben und Wirken". Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1920.

Adolf von Trotha, Vizeadmiral a. D., „Großadmiral von Tirpitz". Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

Reinhard Scheer, Admiral a. D., „Deutschlands Hochseeflotte im Weltkriege". Verlag August Scherl, Berlin 1920.

Albert Hopman, Vizeadmiral a. D., „Das Logbuch eines deutschen Seeoffiziers", Berlin 1924 und „Das Kriegstagebuch eines deutschen Seeoffiziers", Berlin 1925. Verlag August Scherl.

„Der Krieg zur See 1914–1918". Herausgegeben vom Marine-Archiv. Mittler und Sohn, Berlin.

„Nauticus". Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Mittler und Sohn, Berlin.

Paul Sethe, „Die ausgebliebene Seeschlacht". Mittler und Sohn, Berlin 1933.

Ludendorff, General a. D., „Meine Kriegserinnerungen 1914–1918". Mittler u. Sohn, Berlin 1919.

von Einem, Generaloberst, „Erinnerungen eines Soldaten". Verlag von K. F. Koehler, Leipzig 1933.

Graf Ernst zu Reventlow, „Deutschlands auswärtige Politik (1888 bis 1914)". Mittler und Sohn, Berlin 1916.

Heinrich Friedjung, „Das Zeitalter des Imperialismus". Neufeld und Henius, Berlin 1919.

H. Oncken, „Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Weltkrieges", Leipzig 1933. Verlag J. A. Barth

Winston S. Churchill, I. Lord der Admiralität, „Weltkrisis 1911–1914", Übersetzung. Koehler, Leipzig 1924.

Th. von Bethmann Hollweg, Reichskanzler, „Betrachtungen zum Weltkriege". Reimar Hobbing, Berlin 1919.

Fürst von Bülow, Reichskanzler, „Denkwürdigkeiten". Ullstein, Berlin 1930.

A. Scheibe, Fregattenkapitän a. D., „War es die Marine?" Herausgegeben vom Verein ehemaliger Matrosen, Berlin. Verlag August Scherl, Berlin 1926.

Zahlreiche Aufsätze, vor allem aus den „Grenzboten", den „Süddeutschen Monatsheften", der „Marine-Rundschau", sowie Zeitungen und viele Privatbriefe.

Fortsetzung siehe nächste Seite!

21. **ADMIRAL SCHEER.** Der Sieger am Skagerrak. Von Vizeadmiral Adolf von Trotha, Berlin.

22. **HELENE LANGE.** Von Ministerialrat Dr. Gertrud Bäumer, Berlin.

23. **AUGUSTINUS.** Von D. Dr. Joseph Bernhart, Türkheim.

24. **HEINRICH DER LÖWE.** Von Dr. Hans Haimar Jacobs, Heidelberg.

25. **DER JUNGE LUTHER.** Von Dr. Tim Klein, München.

26. **OLIVER CROMWELL.** Von Dr. Michael Freund, Berlin.

27. **WASHINGTON.** Von Dr. Alwin Paul, Studienrat an der Oberrealschule zu Hamburg-St. Georg.

28. **NAPOLEON I.** Von Universitätsprofessor Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D., München.

29. **FRIEDRICH LIST.** Von Dr. Franz Josef Schöningh, München.

30. **ALFRED KRUPP.** Von Geheimrat Dr. Jakob Strieder, o. Professor der Wirtschaftsgeschichte an der Universität München.

31. **KAISER FRANZ JOSEPH.** Von Dr. Emil Mika, Wien.

32. **HEBBEL.** Von Dr. Edgar Groß, Stadttheater-Intendant in Lübeck.

33. **MALWIDA VON MEYSENBUG.** Von Studiendirektorin Dr. Mia Schwarz, Aschersleben.

34. **WISSMANN.** Von Hauptmann a. D. Dr. Paul Leutwein, Berlin.

35. **KARL PETERS.** Von Hauptmann a. D. Dr. Paul Leutwein, Berlin.

36. **MUTSUHITO, der Kaiser von Japan.** Von Universitätsprofessor Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D., München.

37. **PILSUDSKI.** Von Friedrich Wilhelm von Oertzen, Berlin.

38. **DE VALERA.** Von Eugen Lennhoff, Wien.

39. **AUGUSTUS.** Von Universitätsprofessor Dr. Werner Schur, Breslau.

40. **ULRICH VON HUTTEN.** Von Privatdozent Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, München.

41. **JOHANNES KEPLER.** Der große Forscher und Mensch. Von Professor Dr. Ernst Zinner, Direktor der Remeis-Sternwarte, Bamberg.

42. **DER REICHSFREIHERR VOM STEIN.** Von Dr. Hermann Ullmann, Berlin.

43. **ANNETTE VON DROSTE-HÜLSHOFF.** Ein Dichterleben. Von Hulda Eggart, Rosenheim.

44. **THEODOR LEUTWEIN.** Der Eroberer Deutsch-Südwestafrikas. Von Hauptmann a. D. Dr. Paul Leutwein, Berlin.

45. **TIRPITZ.** Von Fregattenkapitän a. D. Albert Scheibe, Berlin.

46. **KITCHENER.** Von Universitätsprofessor Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D., München.

47. **SCHLAGETER UND DER RUHRKAMPF.** Von Universitätsprofessor Dr. Paul Wentzcke, Düsseldorf.

Weitere Bändchen sind in Vorbereitung.